

1 Die soziologische Perspektive

Hans Joas

1.1 Soziologische Phantasie

Fünf Schlüsselbegriffe

1.2 Die Soziologie als Wissenschaft

Die wissenschaftliche Methode · Soziale Tatsachen

1.3 Die Anfänge der Soziologie

Die Soziologie und die moderne Ära · Klassische soziologische Theorien

1.4 Moderne soziologische Theorien

Literaturverzeichnis

- ▶ Kurz zusammengefasst ▶ Zum Üben
- ▶ Zum Anwenden ▶ Zum Weiterlesen

Gibt es etwas Natürlicheres als die Geburt eines Kindes? Wilma und Willem Stuart, ein holländisches Paar in den Dreißigern, waren überglücklich: Wilma hatte zwei gesunde männliche Zwillinge, Teun und Koen, geboren. Zuerst beachteten die Stuarts die äußeren Unterschiede zwischen den Zwillingen nicht groß, doch im Lauf der Monate traten sie immer deutlicher hervor: Teun war blond und hellhäutig wie seine Eltern, Koen hatte dunkle Haut und braunes Kraushaar. Wenn die Stuarts die Babys in ihrem Zwillingskinderwagen spazieren fuhren, wurden sie zum Objekt der Neugierde: »Was? Das sind Zwillinge? Wie ist das denn möglich?«, wollten die Leute wissen. »So, Koen heißt er? Nein, ein holländischer Name für so ein fremd aussehendes Kind!« Schließlich platzte eine Nachbarin damit heraus, was alle glaubten: »Nun gib dein Geheimnis schon zu, Wilma! Du hast zwei Männer gleichzeitig gehabt!« (*New York Times*, 28. Juni 1995) Wilma empfand die Zwillinge mit unterschiedlicher Hautfarbe wie ein Symbol ehelicher Untreue.

Das ganze Geheimnis der Stuarts bestand darin, dass sie nach fünf Jahren erfolgloser Versuche, ein Kind zu bekommen, eine Spezialklinik für In-vitro-Befruchtungen aufgesucht hatten. Als das Getuschel anfing, zogen die Stuarts ihren Arzt zu Rat. Koen, so bewiesen DNA-Tests, hatte einen anderen Vater. Weitere Nachforschungen ergaben, dass die Klinik an dem Tag, als Wilma und Willem Eizellen und Sperma abgeliefert hatten, noch andere In-vitro-Be-

fruchtungen vornahm. Offenbar hatte ein Techniker die Vorschriften nicht eingehalten und dieselbe Pipette für zwei Befruchtungen verwendet. Die Hälfte von Koens Genen stammte von einem Mann von der Karibikinsel Aruba, der mit seiner Frau ebenfalls diese Klinik aufgesucht hatte.

Eigentlich hatten die Stuarts verhindern wollen, dass ihre Kinder als Retortenbabys stigmatisiert würden. Unter Pseudonym wandte sich das Paar, von der sozialen Missbilligung im Dorf zermürbt und aus Furcht, Koens arabischer Vater könnte das Kind beanspruchen, an die Öffentlichkeit. Über Nacht verwandelte sich die soziale Ächtung in freundliches Lächeln und Glückwünsche: Die Stuarts waren wieder akzeptiert. Trotzdem machten sich Wilma und Willem wegen der Zukunft ihres schwarzen Kindes in einer überwiegend weißen Gesellschaft mit verschiedenen Formen des Alltagsrassismus Sorgen. Der hier geschilderte Fall ist nur einer von vielen, in denen der Einsatz neuer Technologien und der sie begleitende soziale Wandel eine Geburt zu mehr als einem »natürlichen« Vorgang machen.

In vielen asiatischen Kulturen zieht man traditionell Söhne Töchtern vor. »Ein Mädchen aufzuziehen«, so lautet die allgemeine Einstellung etwa in weiten Teilen Indiens, »ist genauso wie die Pflanze des Nachbarn zu gießen«. Töchter bedeuten eine finanzielle Last. Nach traditioneller Sitte sind ihre Eltern verpflichtet, deren



Abbildung 1.1 Ein Plakat wirbt für die bis 2015 gültige chinesische Ein-Kind-Politik. Auch wenn diese das Geschlecht des Kindes keineswegs vorschrieb, kamen seit ihrer Einführung jährlich mehr Jungen als Mädchen zur Welt. Dies lag nicht zuletzt daran, dass asiatische Kulturen traditionell Jungen bevorzugen. Neue medizinische Reproduktionstechnologien, die diese traditionelle kulturelle Präferenz noch fördern, erlaubten es den Paaren, sich ihren Wunsch nach einem Sohn und gleichzeitig solche staatlichen Anordnungen zu erfüllen. Oft wurden weibliche Fötten kurzerhand abgetrieben.

künftigen Ehemännern eine beträchtliche Mitgift zu geben; sobald die Töchter verheiratet sind, werden sie in die Familie ihres Mannes integriert. Söhne hingegen tragen den Familiennamen weiter und halten Besitz und Vermögen in der Familie, weil sie das Land oder das Geschäft erben. Wenn es kein soziales Sicherungssystem und keine Altenpflegeheime gibt, sorgen die Söhne, von ihren Frauen unterstützt, für ihre Eltern im Alter.

Paaren blieb früher nichts anderes übrig, als auf Söhne zu hoffen oder um Söhne zu beten. Die neue Technologie hat aus dem bloßen Wunsch nach Söhnen eine Option gemacht. Eine Frau kann mit Hilfe der Amnioszentese und ähnlicher Verfahren das Geschlecht ihres ungeborenen Kindes erfahren und entscheiden, ob sie es abtreiben oder bis zur Geburt austragen möchte. In China wurde Paaren die traditionelle Präferenz von Söhnen durch die »Ein-Kind-Politik« der Regierung erschwert. Um das Bevölkerungswachstum zu reduzieren, führte der chinesische Staat 1979 eines der strengsten Programme zur Geburtenregelung ein, das es je gab: Die Paare wurden per Gesetz verpflichtet, ihre Familien auf ein Kind zu begrenzen. Wie in Indien untersagte die chinesische Regierung den Einsatz von Medizintechniken zur Geschlechtsbestimmung. Doch da diese leicht zugänglich sind, finden viele Paare doch ohne Problem bestechliche Ärzte, die ihnen das Geschlecht eines Fötus mitteilen. Infolgedessen hat sich das Geschlechterverhältnis bei den Geburten in China immer mehr verschoben.

Wie alle Technologien erhöht auch die Reproduktionstechnologie die Fähigkeit des Menschen, natürliche Prozesse zu steuern. Ursprünglich war sie entwickelt worden, um Paaren, die keine Kinder bekommen können, zu Kindern zu verhelfen, sowie zur pränatalen Diagnostik: Paare mit der Anlage zu einer Erbkrankheit (z. B. Tay-Sachs oder Sichelzellenanämie) können jetzt beraten und im Falle eines älteren Partners (die ein höheres Risiko für ein Kind mit Down-Syndrom haben) rechtzeitig aufgeklärt werden. Sie hat Tausende von Paaren glücklich gemacht. Neue Technologien haben jedoch nicht selten unvorhergesehene Folgen (Merton 1936). In Asien wird die pränatale Diagnostik – wie aufgezeigt – zur gezielten Auslese von Jungen eingesetzt, während die Hightech-Reproduktion im Westen neue Fragen hinsichtlich der Identität eines Kindes aufwirft. Heute kann eine Familie aus einer Frau und einem Mann bestehen, die beide unfruchtbar sind, sowie aus einem Kind, das mit Hilfe einer Eispenderin oder eines

Samenspenders gezeugt oder von einer Leihmutter geboren wurde, die das Kind bis zur Geburt austrug – und vielleicht gehört noch ein Kindermädchen dazu, das bei der Pflege des Kindes hilft. Wer sind nun die »wahren« Eltern des Kindes?

Um die Auswirkungen einer neuen Technologie und anderer Phänomene in ihrem ganzen Ausmaß zu verstehen, müssen wir über die Technologie selbst und die von ihr Gebrauch machenden Individuen hinaus auf die sozialen Kräfte blicken, die menschliches Verhalten prägen. Neue Reproduktionstechnologien sind nicht einfach aus dem Nichts entstanden. Sie sind vielmehr Teil des anhaltenden Trends zur Medikalisierung von Zeugung, Schwangerschaft und Geburt – und ganz allgemein zur Anwendung von Wissenschaft und Technik zum Zwecke der Naturbeherrschung. In den USA und anderen westlichen Ländern haben auch der Aufschub der Elternschaft und der Wunsch nach kleinen Familien eine Rolle gespielt, genauso wie die (zumindest in den USA) potenziell hohen Profite der Spezialkliniken für In-vitro-Befruchtungen. In Asien hat einerseits die starke, kulturell bedingte Bevorzugung von Jungen, andererseits die Machtausübung der chinesischen Regierung die Entwicklung von Reproduktionstechnologien beschleunigt. Um zu erklären, warum die Individuen sich für deren Anwendung entscheiden und welche Folgen dies hat, müssen wir die sozialen Kräfte verstehen, die ihr Handeln beeinflussen. Dazu bedarf es *soziologischer Phantasie*.

Wir beginnen dieses Kapitel mit einem Überblick über die Soziologie. Was leistet die soziologische Perspektive für unser Verständnis neuer Technologien, globaler Ereignisse und unseres eigenen Lebens, und welche Dimension(en) fügt sie ihm hinzu? Wir führen in diesem Abschnitt fünf zentrale Begriffe ein: Sozialstruktur, soziales Handeln, Kultur, Macht und funktionale Integration. Danach betrachten wir die Soziologie als Wissenschaft (Abschnitt 1.2), die mit wissenschaftlichen Methoden soziale Tatsachen untersucht. Im Anschluss verfolgen wir die Soziologie bis auf ihre Anfänge zurück (Abschnitt 1.3) und stellen die klassischen soziologischen Theorien vor, die auch heute noch für die soziologische Theoriebildung und Forschungspraxis grundlegende Bedeutung haben. Abschließend geben wir einen kurzen Überblick über moderne soziologische Theorien (Abschnitt 1.4).

1.1 Soziologische Phantasie

Die **Soziologie** untersucht die Arten und Weisen, wie das menschliche Leben sozial organisiert wird. Sie bedient sich dabei empirischer Forschungsmethoden und Theorien, um das soziale Leben in einem breiten Spektrum von Situationen zu untersuchen. Sie möchte intime Beziehungen wie Elternschaft oder Freundschaft, umfassende globale Netzwerke und alles, was »dazwischen liegt«, verstehen. Sie interessiert sich für die vielfältigen Beziehungen zwischen Menschen. Die anderen Sozialwissenschaften hingegen stellen jeweils nur *eine* Dimension des sozialen Lebens in den Mittelpunkt: Die Volkswirtschaftslehre untersucht die Dynamik von Märkten und den Gütertausch, die Politikwissenschaft Regierungsformen und Machtbeziehungen, die Ethnologie Fragen der kulturellen Unterschiede, die Psychologie die Wechselbeziehungen zwischen Biologie, Entwicklung und individuellen Merkmalen. Die Soziologie bezieht alle diese Dimensionen ein. Ihr besonderes Interesse gilt der Frage, wie die verschiedenen Aspekte des sozialen Lebens sich gegenseitig beeinflussen – wie z.B. familiäre Entscheidungen über die Anwendung von Reproduktionstechnologien von religiösen Werten beeinflusst werden und wie sich diese Entscheidungen ihrerseits auf den Markt für medizinische Dienstleistungen, die Zahl der Kinder, für die Schulen gebraucht werden usw., auswirken.

Die Soziologie liefert uns aber nicht nur Informationen, sie lehrt uns auch, die Welt und unsere Stellung in ihr in einer spezifischen Perspektive wahrzunehmen. Oft versuchen wir unsere sozialen Erfahrungen zu erklären, indem wir die Motive der direkt beteiligten Personen analysieren. Die Soziologie geht über diesen individualpsychologischen Erklärungsansatz hinaus: Sie untersucht auch die zahlreichen wiederkehrenden Muster, d.h. die sozialen Gesetzmäßigkeiten in den Einstellungen und Handlungen der Individuen, und fragt, wie diese Muster im Lauf der Zeit, von Kultur zu Kultur und zwischen sozialen Gruppen variieren. So geht die Soziologie nicht nur der Frage nach: »Weshalb lassen sich die Individuen sonografieren und machen von der In-vitro-Befruchtung Gebrauch?« Sie fragt auch: »Welche sozialen Bedingungen führten zur Entwicklung von Reproduktionstechnologien? Welche Gruppen haben die Verwendung dieser Technologien vorangetrieben (oder wollten sie einschränken)? Wer hat Zugang zu ihnen?« Die Sozio-

logie ignoriert die Individuen nicht. Sie zeigt vielmehr, dass wir die Handlungen der Individuen – und unsere eigenen Erfahrungen – nur aus ihrem sozialen Kontext heraus verstehen können. So ist die chinesische Bevorzugung von Jungen nur aus dem Kontext der patriarchären Vererbung von Eigentum und Familiennamen und der Ahnenverehrung heraus zu verstehen. Auf Grund dieser beiden Merkmale der chinesischen Gesellschaft wünschen sich Chinesinnen und Chinesen männliche Nachkommen.

In den USA hängt der Zugang zu medizinischer Versorgung weitgehend von den finanziellen Mitteln der Individuen ab. Die künstliche Befruchtung ist ein großes Geschäft: Millionen von Paaren geben Tausende von US-Dollar aus, um sich den Wunsch nach einem



Abbildung 1.2 Reproduktionstechnologien haben soziale Folgen. In dem berühmt gewordenen Fall von »Baby M« bezahlte ein Paar aus der oberen Mittelschicht Mary Beth Whitehead dafür, dass sie sein Kind als Leihmutter austrug. Nach der Geburt des Kindes ging Whitehead vor Gericht, weil sie es behalten wollte. Sie verlor den Prozess. Doch auf Grund dieses Falles verboten zahlreiche US-Bundesstaaten die Praxis der Leihmuttertum.

eigenen Kind zu erfüllen. Einige Krankenversicherungen übernehmen einen Teil der Kosten, doch viele lehnen dies ab; hinzukommt, dass viele Frauen keine private Krankenversicherung haben. Kurz, nur die relativ Wohlhabenden können das »Wunder« der neuen Reproduktionstechnologien in Anspruch nehmen.

Viele Aspekte unseres privaten Lebens werden von »Kräften« bestimmt, auf die wir keinen Einfluss haben. Dazu gehören selbst die Verhältnisse bei unserer Geburt: wie alt unsere Eltern sind, wie viele Geschwister wir haben, wie viele andere Individuen unseres Alters oder unserer Generation mit uns im Kindergarten und später um Arbeitsplätze konkurrieren werden. Wenn wir uns diesen Punkt klar gemacht haben, haben wir einen wesentlichen Teil dessen, wofür der bedeutende US-amerikanische Soziologe C. Wright Mills den Ausdruck **soziologische Phantasie** prägte, begriffen.

Damit ist gemeint, dass wir unsere Erfahrungen im Kontext der Ereignisse in unserer sozialen Umwelt wahrnehmen. Gemeint ist damit ferner, dass wir strukturelle Zusammenhänge und Muster wahrnehmen, die sich unserer individuellen Erfahrung allein nicht erschließen. So sehen Personen, die über eigene Erfahrungen mit Reproduktionstechnologien verfügen, oft nur einen Teil des Problems. Um ein vollständiges Bild zu gewinnen, bedarf es nicht nur systematischer Untersuchungen von Einstellungen und Verhaltensmustern zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und unter verschiedenen sozialen Verhältnissen, sondern auch der beabsichtigten bzw. unbeabsichtigten Folgen sozialer Handlungen.

Dank soziologischer Phantasie erkennen wir auch, dass wir mehr sind als einfach Akteurinnen und Akteure in unseren persönlichen Dramen. Wir sind eingebunden in soziale Zusammenhänge, die sich auf einer allgemeineren sozialen Bühne abspielen. So schrieb Mills Mitte des 20. Jahrhunderts:

»Heute empfinden die Menschen ihr privates Leben oft als eine einzige Kette von Fallen. Sie werden das Gefühl nicht los, dass sie mit ihren Schwierigkeiten nicht fertig werden, und sie haben damit oft recht.

Nehmen wir als Beispiel Arbeitslosigkeit. Wenn in einer Stadt mit 100.000 Einwohnern nur eine Person arbeitslos ist, ist das ihr persönliches Problem. Um Abhilfe zu schaffen, sehen wir uns – dem Problem angemessen – ihren Charakter, ihre Fertigkeiten und unmittelbaren Jobaussichten an. [...] Wenn aber viele Tausend arbeitslos sind, ist das ein soziales Problem.

Sehr wahrscheinlich finden wir unter den Jobaussichten, die jeder Person offen stehen, keine passende Lösung für sie. Denn just die Struktur der Jobaussichten, der Arbeitsmarkt, ist zusammengebrochen. Für eine korrekte Formulierung des Problems und die Abschätzung möglicher Lösungen müssen wir die ökonomischen und politischen Institutionen einer Gesellschaft und nicht nur die persönliche Situation und den Charakter isolierter Individuen analysieren.

Nehmen wir als weiteres Beispiel Kriege. Bricht ein Krieg aus, mag das individuelle Problem darin bestehen, wie man überlebt oder ehrenvoll stirbt, Geld aus ihm herauslässt, in die höheren und sichereren Ränge des militärischen Apparats aufsteigt – oder was man tun kann, um ihn zu beenden. [...] Doch die strukturellen Probleme des Krieges haben mit seinen sozialen Ursachen zu tun: mit den Menschentypen, die er in Führungspositionen hievt, mit seinen Auswirkungen auf die wirtschaftlichen, politischen, familialen und religiösen Institutionen, mit der chaotischen Verantwortungslosigkeit einer Welt von Nationalstaaten.« (Mills 1959: 3, 9)

Dank soziologischer Phantasie können wir sowohl unsere individuellen Erfahrungen besser verstehen als auch gesellschaftliche Fragen genauer beantworten.

Wir wiegen uns gern in dem Glauben, dass wir wichtige persönliche Entscheidungen autonom treffen – z. B. ob wir Kinder haben wollen. In Wahrheit werden auch unsere persönlichen Entscheidungen von sozialen Kräften mitgeformt. Dies zeigt sich schnell, wenn man die Veränderung der Geburtenraten oder ähnliche Phänomene über eine längere Zeit und in ihrer Abhängigkeit von historischen Ereignissen, politischen Rahmenbedingungen und sich wandelnden Werten betrachtet (vgl. zur Bevölkerung Kap. 22).

1.1.1 Fünf Schlüsselbegriffe

Wie andere Wissenschaften benutzt die Soziologie spezifische Begriffe, um ihre Analyse sozialer Phänomene zu organisieren und spezifische Gegenstände und Probleme in den Vordergrund zu rücken. Viele soziologische Begriffe und Fachausdrücke sind in die AlltagsSprache eingedrungen, wie etwa *Peergroup* und *Sozialisation*; allerdings haben sie im soziologischen Kontext eine präzisere Bedeutung. Wir führen im Folgenden fünf soziologische Schlüsselbegriffe ein, die es uns erlauben, die wichtigsten Dimensionen des sozialen Lebens zu erfassen.

Sozialstruktur

Die **Sozialstruktur** bezeichnet ein Muster von Beziehungen, Positionen und Mengen von Individuen. Dieses Muster bildet das »Grundgerüst« der sozialen Organisation einer Population, gleichgültig ob es sich um eine kleine Gruppe oder eine ganze Gesellschaft handelt. *Beziehungen* entstehen, sobald Menschen in relativ stabile, kontinuierliche Muster spezifischer Interaktionen und/oder gegenseitiger Abhängigkeit eintreten – beispielsweise Ehen oder Beschäftigungsverhältnisse auf der interpersonalen Ebene oder Institutionen wie das Bildungssystem und Gesundheitswesen auf einer umfassenderen, mehr abstrakten Ebene. *Positionen* (manchmal auch als *Status* bezeichnet) sind anerkannte Plätze im Netz sozialer Beziehungen – etwa die Positionen des Vaters, einer Ministerin oder des Pfarrers –, die in der Regel mit Verhaltenserwartungen (gemeinhin als *Rollen* bezeichnet) verbunden sind. Die *Individuenmengen* in verschiedenen Kategorien (etwa die Mitgliederzahl einer studentischen Organisation oder die Gesamt-population eines Landes, die Zahl unverheirateter Mütter oder der erwerbstätigen Frauen), insbesondere aber die relative Größe dieser Kategorien (etwa der Anteil der über 65-Jährigen in einer Population oder das Verhältnis von Offizieren zu Rekruten in einer Armee) sind für die Sozialstruktur relevant.

Es ist wichtig, zwischen der Sozialstruktur und den Individuen oder dem »Personal« zu unterscheiden. So ist die Struktur einer Universität vergleichsweise stabil, während ihr Personal sich ständig verändert. In jedem Semester nehmen Neuimmatrikulierte ihr Studium auf, während Graduierte die Universität verlassen. Gleches gilt auch für ihr Lehrpersonal: Manche Dozentinnen und Dozenten erhalten eine volle Professur, andere wechseln die Universität. Trotz dieses ständigen Personalwechsels ändert sich, wenn überhaupt, nur langsam ihre Grundstruktur – die Beziehungen zwischen Verwaltung, Fachbereichen und Studierendenschaft, zwischen Professorinnen und Professoren und Studierenden, zwischen höheren und niederen Semestern usw. Die Struktur bestimmt die Möglichkeiten, die den Individuen offenstehen, aber diese beeinflussen auch die Struktur. Wenn z.B. die Zahl der Neuimmatrikulationen sinkt, werden womöglich weniger Lehrpersonen eingestellt. Wenn die Zahl der Frauen, die ein Studium aufnehmen, könnte langfristig auch die Zahl der Professorinnen auf Lehrstühlen ansteigen.

Die Sozialstruktur ist eine wichtige Quelle der Stabilität im sozialen Leben, doch strukturelle Faktoren können auch Veränderungen hervorrufen und sie prägen. So war das strikte chinesische Familienplanungsprogramm, das in der Ein-Kind-Politik gipfelte, eine Reaktion auf das rapide Bevölkerungswachstum. Nicht nur ist die chinesische Bevölkerung enorm groß, auch ihr Wachstum – das Ergebnis besserer Ernährung und medizinischer Versorgung unter der kommunistischen Regierung – ist relativ neuen Datums. Es gab also einen *strukturellen* Grund (eine bereits riesige Bevölkerung plus einen hohen Prozentsatz gebärfähiger Frauen), der erwartet ließ, dass die chinesische Bevölkerung weiterhin rapide expandieren würde. Eine rasch wachsende Bevölkerung hätte alle potenziellen Gewinne aus der Entwicklung der Wirtschaft und der höheren Produktivität der Landwirtschaft »aufgefressen«, wenn es nicht gelungen wäre, das Bevölkerungswachstum zu reduzieren; auch der allgemeine Lebensstandard wäre auf einem relativ niedrigen Niveau verharrt. China investierte einen Teil der Ausgaben für sein Familienplanungsprogramm in Technologien zur Geburtenbeschränkung.

Wie erwähnt, reagierte China mit einer strikten Politik der Geburtenregelung. Eine unbeabsichtigte Folge dieser Politik war, dass chinesische Paare mit Hilfe von Sonografie und Abtreibung weiterhin ihrer traditionellen Bevorzugung von Söhnen folgt. Das daraus resultierende Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern hat erhebliche strukturelle Konsequenzen. Wenn das Geburtenverhältnis sich hin zu den Jungen verschiebt, entsteht zwanzig Jahre später ein Frauenmangel für Männer im Heiratsalter, wie es heute der Fall ist. Nicht nur gehen dann einige Männer bei der Partnerinnensuche leer aus, erwachsene Männer heiraten dann auch wesentlich jüngere Frauen (wodurch oft Programme konterkariert werden, den Status der Frau durch bessere Ausbildung anzuheben). Letzten Endes gibt es zu wenige Töchter und Schwiegertöchter, die sich an der Altenpflege beteiligen, und folglich wächst der Druck auf die Regierung, sich der Alten anzunehmen. Ermutigt die Regierung die Frauen weiterhin, eine bessere Ausbildung anzustreben und traditionell männliche Berufe zu ergreifen, wird der Frauenmangel in traditionell weiblichen Berufen und sozialen Rollen noch dramatischer werden.

Auch die Sozialstruktur westlicher Länder wird gegenwärtig durch neue Fertilitätsmuster umgeformt. Die Geburtenraten sinken, weil die Paare beschließen, we-

niger Kinder zu haben, dies zum Teil mit Hilfe moderner Methoden der Familienplanung. Die neue westliche Familienstruktur, in der Familien mit einem oder zwei Kindern die Norm sind, hat die Erfahrung des Familienlebens, die Nachfrage nach Schulen und viele andere Aspekte des Lebens in Europa und Nordamerika drastisch verändert; auch Frauen können dort heute viel leichter eine berufliche Karriere starten. Paare, die kleinere Familien planen, tendieren dazu, erst später Kinder zu bekommen. Viele Erstgebärende sind heute Frauen im Alter zwischen dreißig und vierzig. In zwanzig Jahren werden deshalb viele Erstsemester Eltern haben, die im oder nahe am Pensionsalter sind. Welche Konsequenzen erwachsen daraus für die Studienfinanzierung?

Soziales Handeln

Soziales Handeln bezeichnet ein Verhalten, das von bewussten Absichten gesteuert und nicht instinktiv oder reflexhaft ist. Wir sprechen von sozialem Handeln, weil es sich erstens auf andere Menschen bezieht und zweitens von Bedingungen abhängt, die andere Menschen geschaffen haben. Ja, gerade die »Menschwerdung«, das Heranreifen zu einem Individuum, der Erwerb der Handlungsfähigkeit ist ein sozialer Prozess: Wir lernen vorwiegend mittels sozialer Beziehungen eine Sprache, Werte, Normen und ganz allgemein, wie man etwas macht.

Nicht nur Individuen führen soziale Handlungen aus, sondern auch Gruppen und komplexe Organisationen wie Unternehmen oder Regierungen. Als Individuen handeln wir in der Regel, um gewisse unserer Eigenschaften zu verändern, indem wir z.B. täglich Basketball trainieren, um unser Spiel zu verbessern, oder indem wir uns den Anonymen Alkoholikern (AA) anschließen, um die ruinösen Wirkungen der Alkoholabhängigkeit auf unseren Körper und unsere Beziehungen zu stoppen. Wir können sowohl als Individuen als auch in Gruppen und Organisationen handeln, mit dem Ziel, die Gesellschaft zu verändern – interethnische Konflikte zu entschärfen, das Gesundheitssystem zu reformieren, das Weltklima zu retten oder eine Revolution zu machen. Durch einige der wichtigsten sozialen Handlungen entstehen neue Beziehungen, so wenn sich Heiratswillige ihr Jawort geben oder wenn Staaten oder Organisationen von ihren Gründern durch den Entwurf einer Verfassung ins Leben gerufen und mit einer sozialen Struktur versehen

werden. Diese Handlungen wiederum schaffen neue Handlungswände. Nach der Heirat mag das Paar einen wachsenden inneren und äußeren Druck verspüren, ein Kind zu zeugen; nach der Geburt eines Kindes gleiten Männer und Frauen oft unbewusst in stereotype Geschlechtsrollen, obgleich sie sich vielleicht vorgenommen hatten, die elterlichen Pflichten gerecht zu teilen (vgl. Kap. 12 und 13).

Wir halten manche Aspekte unserer sozialen Umwelt oft für selbstverständlich, als wären sie schon immer da gewesen oder gerade erst auf wundersame Weise und anonym entstanden; wir ignorieren dabei die Rolle sozialen Handelns. So waren die neuen Reproduktionstechnologien nicht das unvermeidliche Produkt des wissenschaftlichen Fortschritts, der aus sich heraus immer neue Entwicklungen hervorbringt. Sie waren vielmehr »das Ergebnis einer Reihe spezifischer Entscheidungen, getroffen von bestimmten Personengruppen an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten, die eigene Ziele verfolgten« (Wajcman 1994). Mit denselben Ressourcen hätte man auch die Ursachen der Unfruchtbarkeit und deren vorbeugende Behandlung erforschen oder Adoptionsdienste erweitern können, um Paare, die sich Kinder wünschen, und notleidende, verlassene Kinder zusammenzubringen.

Selbst die rein privaten Entscheidungen, die eine Person trifft, sind soziale Handlungen. Betrachten wir als Beispiel eine alleinlebende 37-jährige Frau, die mittels künstlicher Befruchtung schwanger wird. In welchem Sinne ist ihre Handlung »sozial«? Einmal, weil sie von der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation abhängt. Zwar existierte diese Technologie bereits vor Jahrzehnten, doch die meisten Ärzte hätten es seinerzeit abgelehnt, einer alleinlebenden Frau zu einer Schwangerschaft zu verhelfen. Hinzu kommt, dass eine Frau, die weit über Dreißig ist, ein höheres Risiko hat, ein Kind mit einer Behinderung wie etwa dem Down-Syndrom zu bekommen. Doch heute werden alleinlebende schwangere Frauen kaum mehr stigmatisiert. Und die moderne pränatale Diagnostik kann genetische Defekte bereits in der Schwangerschaft feststellen und stellt die Frau vor die freie Wahl, wie sie damit umgeht. Zum Zweiten ist ihre Handlung sozial, weil sie andere betrifft: das Kind, den Vater (selbst einen anonymen Samenspender, wenn das Kind ihn später kennenlernen will) und die größere Gesellschaft.

1

Möglich geworden sind viele Entscheidungen erst, nachdem andere Entscheidungen getroffen worden waren: etwa die Entscheidung, in die Entwicklung der pränatalen Diagnosetechnik mehr zu investieren, oder die Entscheidung der Ärztinnen und Ärzte, die entsprechenden Verfahren auch anzuwenden.

Kultur

Kultur ist das mehr oder weniger integrierte, den Lebensstil von Menschen prägende Muster von Weisen des Denkens, Verstehens, Bewertens und Kommunizierens. Viele unserer Merkmale, die für uns das spezifisch Menschliche ausmachen – Sprache, Moral, Technik und Fertigkeiten – sind kulturelle Elemente, die wir durch soziale Beziehungen erlernen – zuerst meist innerhalb der



Abbildung 1.3 Während in den USA immer weniger Kinder zur Adoption freigegeben werden, hat die chinesische Ein-Kind-Politik zusammen mit der kulturellen Bevorzugung von Söhnen dazu geführt, dass vermehrt chinesische Mädchen zur Adoption durch US-amerikanische Paare freigegeben wurden.

Familie und später durch Teilnahme an kulturellen Institutionen wie Schulen, Vereine und Kirchen. Die Kultur stellt die gemeinsamen Quellen des Denkens und Handelns bereit, derer wichtigste die Sprache ist. Sie liefert uns auch die Kriterien, mittels derer wir die Bedeutung von Handlungen bewerten. Eine immer wieder diskutierte Frage ist etwa, ob Abtreibung gesetzlich erlaubt und jeder Frau zugänglich sein soll. Über diese (und zahllose andere) Fragen haben wir alle unsere persönlichen Meinungen. Doch ob wir urteilen, das »Lebensrecht« des Fötus sei höher zu bewerten als die freie Entscheidung der Frau oder umgekehrt, immer ist es die Kultur, dank derer wir die Tragweite dieser Frage ermessen, zwischen diesen beiden Vorstellungen abwägen und sie diskutieren. Generell misst unsere Kultur dem Leben einen hohen Wert bei, aber auch der Freiheit der Wahl. Die Abtreibung gehört zu den Fragen, bei denen unterschiedliche kulturelle Werte aufeinanderprallen.

In vielen asiatischen Gesellschaften werden Söhne auf Grund tradierter kultureller Werte bevorzugt. Weniger offensichtlich ist, dass asiatische Kulturen dazu neigen, der Gruppe (vor allem der Familie) einen höheren Wert beizumessen als dem Individuum – und der sozialen Ordnung und Harmonie einen höheren Wert als der persönlichen Freiheit. Viele Chinesinnen und Chinesen hielten es durchaus für richtig und angemessen, dass der Staat von den Paaren verlangte, ihren Wunsch nach mehreren Kindern dem größeren Wohl der Gesamtgesellschaft zu opfern. Doch – wie im Fall der Abtreibung in einigen westlichen Kulturen – durchkreuzen in China die Werte der Familie und der sozialen Ordnung manchmal einander, ohne dass man sich dessen bewusst wäre: Richtet man sich nach einem Wert (dem Wohl der Gesellschaft), verletzt man vielleicht einen anderen (den Wert großer Familien).

Die Kultur enthält die Ideale, die unsere individuellen Träume und Wünsche bestimmen. Kinderlose Ehen werden im Westen heute mehr akzeptiert als früher, gelten aber nicht als Idealzustand. Von klein auf hören wir: »Wenn du groß bist«, gefolgt von, »und Mutter/Vater wirst« so oft, dass es uns vorkommt, als sei beides dasselbe (Lasker/Borg 1994). Unser kulturelles Weiblichkeitideal war auf Mutterschaft, unser Männlichkeitideal auf Vaterschaft ausgerichtet. Auf Grund kultureller Einflüsse, verstärkt durch sozialen Druck, fühlen sich unter diesen Bedingungen kinderlose Paare Mitte Dreißig oft unerfüllt. Da immer mehr ihrer Freundinnen und Freunde Kinder haben, sind sie (und fühlen sie sich)

von gesellschaftlichen Ereignissen ausgeschlossen. Menschen ohne Kinder können als egoistisch und »komisch« wahrgenommen werden. Doch nicht nur Paare, auch alleinlebende kinderlose Frauen, ob lesbisch oder heterosexuell, kommen sich vielleicht vor, als würden sie von der Norm abweichen. Gelten Kinderlose als egoistisch, so kommen Paare mit nur einem Kind nur wenig besser weg. Trotz gegenteiliger Beweise werden Einzelkinder als verwöhnt und schlecht angepasst stereotypisiert. Im Übrigen zieht die westliche Kultur »natürliche« Geburten der Adoption vor, selbst wenn bei Ersteren medizinische Hightech-Eingriffe notwendig sind.

Ferner ermöglicht die Kultur die Entwicklung neuer Technologien, indem sie einen gesellschaftlich organisierten Vorrat an Informationen bereitstellt, aus dem Ärztinnen und Ärzte, der Staat, Unternehmerinnen und Unternehmer, besonders kreative sowie »normale« Leute gleichermaßen schöpfen können. Die westliche Kultur ist stark von der Technik geprägt. Wir verwenden enorme Anstrengungen auf den technischen Fortschritt: So haben die erstaunlichen Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in den letzten 200 Jahren unsere Vorstellungen von den Grenzen des Machbaren drastisch verschoben. Weit seltener als unsere Vorfahren glauben wir an feststehende Grenzen, die uns von der Natur oder Gott gesetzt sind, und wir neigen weit häufiger zu der Vorstellung, es müsse für alle Probleme eine Lösung geben, wenn wir nur über die erforderliche Technologie verfügen. In dieser Sichtweise wird die Natur als eine Menge nützlicher und manipulierbarer Ressourcen aufgefasst, nicht als etwas Heiliges oder Mächtiges, das wir nicht antasten sollten. Das gilt selbst für die menschliche Natur, wie die Medikalisierung von Zeugung, Schwangerschaft und Geburt belegt, oder auch der Beschluss des Bundesverfassungsgerichts im Jahr 2020 zur Sterbehilfe. Unter dem Einfluss des Klimawandels oder globaler Pandemien mag sich daran in der Zukunft etwas ändern, aber noch ist es nicht zu einer epochalen Umorientierung gekommen.

Macht

Macht ist die Fähigkeit einer sozialen Akteurin oder eines Akteurs, den Gang der Ereignisse oder die Struktur einer sozialen Organisation zu bestimmen. Sie kann ausgeübt werden *gegen* den Willen anderer, damit diese Dinge tun, die sie sonst nicht täten, oder um ihren Willen zu *bestimmen*, damit sie gewisse Dinge tun wollen (oder meiden). Macht der ersten Art übt eine

Polizistin aus, die einen Dieb daran hindert, ein Auto zu stehlen, oder ein Autodieb, der mit vorgehaltener Pistole eine Autobesitzerin zwingt, an einen einsamen Ort zu fahren, wo es keine Polizei oder sonstige Zeugen gibt. Macht der zweiten Art übt ein Unternehmer aus, der durch Werbung zum Kauf seiner Produkte animiert, auch solcher Produkte, von denen die Konsumentinnen und Konsumenten nicht wussten, dass sie sie wünschen oder brauchen. Macht der zweiten Art nutzt auch der Staat, wenn etwa der Eigenheimbau steuerlich beziehungsweise bezuschusst wird; er unterstützt auf diese Weise die Mittelschicht und fördert ganz bestimmte Siedlungsstrukturen. Man beachte, dass Macht von Individuen wie etwa Beamten oder Kriminellen oder von weit »größeren« sozialen Akteuren wie etwa Unternehmen und Regierungen ausgeübt werden kann.

Der chinesische Staat nutzte offensichtlich seine Macht, wenn er anordnete, dass die Familien sich auf ein Kind beschränken müssen, und neue Technologien zur Verfügung stellte, um »minderwertige« Geburten zu verhindern. Nur ein autoritäres Regime wie das chinesische konnte sich eine so extreme und kontroverse Maßnahme »leisten«. Andere Länder mit vergleichbaren Bevölkerungsproblemen – Indien, Indonesien, Nigeria – hatten weit größere Schwierigkeiten, eine wirksame Familienplanung durchzusetzen.

Für die meisten Menschen in den westlichen Gesellschaften ist die Vorstellung, der Staat könne seine Macht zur Geburtenregelung einsetzen, ein Horror. Doch diese Praxis ist der westlichen Kultur nicht so fremd, wie wir glauben mögen. In den 1930er Jahren befürworteten nicht nur zahlreiche deutsche Biologen im Umfeld der nationalsozialistischen Ideologie und Herrschaft die Eugenik – d.h. Versuche, die Eigenschaften einer Population durch selektive Reproduktion zu verbessern –, sondern auch ihre Fachkollegen in anderen Ländern. Mehr als dreißig Staaten verabschiedeten Gesetze zur Zwangssterilisierung in der Absicht, die Gesellschaft von »Unangepassten« zu »säubern« – Alkohol- und Drogenabhängigen, an Epilepsie Leidenden, Menschen mit psychischer Störung, Kriminellen und vor allem Menschen mit geistiger Behinderung, deren Probleme man für erblich bedingt hielt. Die Eugenik wurde als wissenschaftliche Lösung für ein soziales (und ökonomisches) Problem propagiert: Unangepasste sich frei fortpflanzen zu lassen, sei, so dachten viele, eine »Verschwendug öffentlicher Mittel«. Diese Pseudowissenschaft war allerdings mehr durch populäre Vor-

urteile als durch ihre prognostischen Fähigkeiten gekennzeichnet. Abraham Lincolns Eltern – der eine Elternteil war geistig behindert, der andere Alkoholiker – wären als ungeeignet für die Zeugung von Kindern klassifiziert worden! Vor allem im nationalsozialistischen Deutschland kam es zu extremen Auswüchsen dieser Praxis. Trotzdem blieben in einigen Staaten Vorschriften zur Zwangssterilisierung bis in die 1970er und 1980er Jahre hinein in Kraft. Heute fürchten manche, die Fortschritte der Gentechnik könnten dazu führen, dass erneut eugenische Maßnahmen vorgeschlagen werden.

Geld verleiht eine Form von Macht. Die Spezialkliniken für künstliche Befruchtungen in den USA sind überwiegend kommerzielle Unternehmen: »Wer bezahlen kann, schafft an«; wer es nicht kann, ist in der Regel von ihren Dienstleistungen ausgeschlossen. Hingegen haben die meisten Menschen in fast allen europäischen Ländern und in Kanada im Rahmen öffentlich finanziert Gesundheitssysteme Anspruch auf diese Dienstleistungen. Breite Gruppen haben hier ihre politische Macht dazu benutzt, um durchzusetzen, dass die medizinische Versorgung für die gesamte Bevölkerung aus Steuergeldern oder durch öffentliche Krankenversicherungen finanziert wird und nicht, wie in den USA üblich, überwiegend auf privaten Versicherungen und privater Bezahlung basiert. Doch selbst in den USA nutzen alle, die sich die teuren künstlichen Befruchtungen leisten können, aus öffentlichen Mitteln mitfinanzierte Forschungen über Fertilitätsprobleme. Es zeigt sich mithin, dass bei diesem Problem noch andere Machtformen eine Rolle spielen: Die Macht von Regierungen, die Bürgerinnen und Bürger zu besteuern und zu entscheiden, wofür die Steuereinnahmen ausgegeben werden, und die Macht der Wohlhabenden (und Besser-Organisierten), Druck auf die Regierung auszuüben, damit diese das Geld des »Volkes« zu ihrem Vorteil ausgibt.

Die Soziologie untersucht auch die Macht ganzer Sozialsysteme, die von der Macht von Einzelpersonen, Gruppen oder Organisationen verschieden ist. So verfügt die US-amerikanische Gesellschaft über mehr Macht als die äthiopische. Das heißt nicht nur, dass die USA die militärische Macht besitzen, Äthiopien in einem Krieg zu besiegen, oder die Wirtschaftskraft haben, um das Land zu schikanieren. Vielmehr ist die Diskrepanz zwischen den Niveaus der technischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung dieser Gesellschaften gemeint, die das Leben der Menschen be-

stimmen. So mögen Menschen in den USA gelegentlich Arbeitslosigkeit und Armut erfahren, aber sie verhungern selten. Äthiopien hingegen wird häufig von schlimmen Hungersnöten heimgesucht, deren Ursache nicht nur das Klima ist, sondern auch die relativ primitive Technik, die geringe wirtschaftliche Entwicklung und die gesellschaftliche Desorganisation. Moderne Industriegesellschaften fördern das Denken in Zeitplänen, nach Stechuhren und Terminen. Zunehmend bekommen diesen Zeitdruck auch Agrargesellschaften wie Äthiopien zu spüren, sobald sie Städte, Büros und moderne Industrien entwickeln. Man muss auf ihn reagieren, auch wenn einem das verplante Leben nicht immer attraktiv erscheint. Sowohl in Äthiopien als auch in den USA ist die persönliche Identität enger mit der nationalen Identität verflochten als mit den separaten ethnischen Identitäten. Die Individuen zählen in beiden Ländern Steuern und akzeptieren die Verpflichtung zum Militärdienst – jedenfalls meistens – weil sie glau-

ben, dass ihre Existenz an die ihres Landes geknüpft ist. Nationalistische Ideologien verfügen über die Macht, solche patriotischen Gefühle zu mobilisieren. Diese Macht liegt nicht bei irgendeinem einzelnen sozialen Akteur (obgleich Individuen und Gruppen patriotische Gefühle beschwören können), sondern bei der Gesellschaft als Ganzer.

Funktionale Integration

Kinder kommen nicht isoliert von der sozialen Realität einer Gesellschaft zur Welt. Die Zahl der Geburten – ob weiblich oder männlich, »normal« oder »behindert« – wirkt sich auf die Schule, den Arbeitsmarkt, die Heiratsmuster, die Altenpflege u.v.m. aus. Häufig sind Eigenarten der Sozialstruktur und der sozialen Organisation funktional miteinander verknüpft. Was in einem Teil der Gesellschaft geschieht, beeinflusst, was in anderen Teilen geschieht, und wird wiederum selbst davon beeinflusst. Werden z.B. neue Medizintechniken



Abbildung 1.4 Um ihren funktionalen Beitrag für die Gesellschaft als Ganze zu leisten, müssen auch Teile innerhalb von Schulen koordiniert oder funktional integriert sein. Pädagogische Fachkräfte betreuen die Kinder in Ganztagschulen z. B. bei den Hausaufgaben.

entwickelt, um Frühgeburten am Leben zu erhalten, müssen die Versicherungsprämien steigen, um diese kostspieligen Therapien zu bezahlen.

Einige frühe Soziologen erklärten diese funktionalen Verknüpfungen oft mittels einer biologischen Analogie. Sie verglichen die Gesellschaft mit einem Organismus wie dem menschlichen Körper, in dem Herz, Lunge, Leber, Gehirn und andere Organe strukturell differenziert, aber funktional verknüpft sind. Die Lunge benötigt das Herz, das Blut in die Lungenarterie pumpt; alle anderen Organe, also auch das Herz, hängen von der Lunge ab, die das Blut mit Sauerstoff anreichert; das Gehirn steuert durch das Nervensystem direkt zahlreiche Körperfunktionen, braucht aber Herz und Lunge, die es mit sauerstoffhaltigem Blut versorgen usw. Wenn das Herz nicht genügend und regelmäßig Blut pumpt, oder die Lunge nicht genügend Sauerstoff liefert, oder Teile des Gehirns beschädigt werden, ist das System insgesamt – der ganze Organismus – davon betroffen. Gesellschaften sind nicht so stark integriert wie biologische Organismen, doch auch ihre Teile sind wechselseitig voneinander abhängig, damit sie als System arbeiten können. So konnten die neuen Reproduktionstechnologien nur entstehen, weil die medizinischen Fakultäten Fachleute ausbilden, die Forschung die Technologien entwickelte, die Wirtschaft die finanziellen Mittel produzierte, um sie zu bezahlen, usw.

Der Ausdruck **Funktion** bezeichnet den Beitrag, den jede soziale Beziehung, Position, Organisation, jeder Wert oder jede Eigenschaft einer Gesellschaft für das soziale System als Ganzes leistet. In einem funktional integrierten System wird jeder Teil von seinen Beziehungen zu den anderen Teilen beeinflusst und ist von ihnen abhängig. So besteht die Funktion von Schulen darin, junge Menschen auszubilden, die über die von den Unternehmen geforderten Fertigkeiten verfügen und am öffentlichen Leben als Bürgerinnen und Bürger ihres Landes teilnehmen können. Wir können die Funktion der Schule nicht voll verstehen, wenn wir sie isoliert untersuchen; wir müssen auch die Beziehung von Schulen zu anderen Teilen der Gesellschaft analysieren. Schulen sind auf einer anderen Ebene selbst funktional integriert: die Lehrpersonen der verschiedenen Fächer, das Verwaltungspersonal, die Schüler und Schülerinnen, der Hausmeister, ja selbst die Wandtafeln und Schulbücher haben verschiedene Funktionen zu erfüllen. In der sozialen Realität finden wir die **funktionale Integration** stets in unterschiedlichem Maß ver-

wirklicht, d. h. die Teile einer Gruppe oder einer Gesellschaft arbeiten mehr oder weniger harmonisch zusammen und erfüllen ihre Aufgabe, sich gegenseitig aufrechthalten, mehr oder weniger gut.

Gelegentlich kommt es vor, dass ein soziales Teil- system das effiziente Funktionieren des Gesamtsystems unterminiert, in welchem Fall es »dysfunktional« genannt wird. So behaupten Kritikerinnen und Kritiker, die neuen Reproduktionstechnologien seien dysfunktional, weil sie erstens Ressourcen von anderen, dringenderen Bedürfnissen abzögen (etwa die medizinische Versorgung, eine angemessene Ernährung, die Ausbildung in Kinderpflege und finanzielle Beihilfen für arme Schwangere) und zweitens Eltern, die sich ein Kind wünschen, veranlassen, eine künstliche Befruchtung der Adoption eines Waisenkindes oder eines alleingelassenen Kindes vorzuziehen, das keine Familie hat, die es liebt und ernährt.

Einige Beobachter halten die Ergebnisse der neuen Reproduktionstechnologien für gut, da sie es Paaren mit Fertilitätsproblemen ermöglichen, Kinder zu haben; andere prangern sie als – gefährliche und moralisch fragwürdige – Eingriffe in die Natur oder den göttlichen Willen an. Welche Stellung wir zu ihnen beziehen, bleibt unserem eigenen Urteil überlassen. Doch um sie zu verstehen – warum sie entwickelt wurden, welche Auswirkungen sie auf die Individuen und ganze Gesellschaften haben, wem sie am meisten nutzen (oder schaden) und wohin sie führen könnten – müssen wir sie im Licht der oben erwähnten Dimensionen betrachten. Je nach dem Gegenstand, den sie untersuchen, und je nach ihrer genaueren theoretischen Perspektive betonen unterschiedliche Vertreterinnen und Vertreter des Faches **Soziologie** einen unserer Schlüsselbegriffe – Sozialstruktur, soziales Handeln, Kultur, Macht, funktionale Integration – stärker als die anderen. Alle fünf sind jedoch für das soziologische Denken wichtig.

1.2 Die Soziologie als Wissenschaft

Im Alltagsleben nutzen wir unser praktisches Verständnis der Welt. Wir können gehen, ohne die Physiologie des Muskelsystems zu verstehen; wir können uns unterhalten, ohne die Diskurstheorie studiert zu haben. Mit anderen Worten, wir setzen im Alltagsleben viele Dinge als gegeben voraus und handeln, als würden wir sie verstehen, selbst wenn wir sie nicht vollständig zu

erklären vermögen. Mit unserem Alltagsverständnis können wir viele Dinge tun, aber als solches ist es eng begrenzt. Ziel jeder Wissenschaft ist es, unser Verständnis der Welt zu erweitern und zu vertiefen, d.h. über das praktische Wissen und die persönliche Erfahrung hinaus ihren Gegenstandsbereich mit wissenschaftlichen Methoden zu erforschen (Bourdieu u.a. 1973).

1.2.1 Die wissenschaftliche Methode

Die Wissenschaften sind eine relativ neue Methode, Informationen über die Welt zu sammeln und zu organisieren. Heute verstehen wir unter **Wissenschaft**: systematische Naturbeobachtung, objektive Interpretation unserer Wahrnehmungen, ständige Suche nach Kausalbeziehungen und logische Ordnung unseres Wissens mittels Theorien. Im 17. Jahrhundert führte diese Methode – der Astronomen und Physiker wie Kopernikus, Galilei und Newton den Weg bahnten – zu einer »wissenschaftlichen Revolution«, die alle Wissenszweige erfasste. Alle Wissenschaften, die wir heute kennen – von der Physik über die Biologie bis zur Ökonomie und Soziologie – haben ihre Wurzeln in dieser wissenschaftlichen Revolution.

Sie basierte auf zwei Grundprinzipien, die bis heute für die Wissenschaft von zentraler Bedeutung sind. Das erste Prinzip ist die **empirische Beobachtung**. Die wissenschaftliche Methode stützt sich auf empirische Beweise, nicht auf bloße Meinungen, ungeprüfte Vermutungen oder Hörensagen. Erwerben und verifizieren können wir empirische Informationen durch unsere fünf Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Tasten, Schmecken) oder durch Erweiterungen unserer Sinnesorgane (etwa Radioteleskope, mit denen wir Radiowellen »beobachten«, die wir mit bloßem Auge nicht sehen). Das zweite Prinzip ist die **logische Analyse**. Vom Standpunkt der Wissenschaft haben wir etwas erst verstanden, wenn wir es rational erklären, wenn wir unser Verständnis in eine logische Form bringen können. Logik und empirische Beobachtung arbeiten in der Wissenschaft Hand in Hand. Allein durch Beobachtung können wir Ursache und Wirkung nicht bestimmen: Alles, was wir wahrnehmen, ist, dass zwei Ereignisse zusammen vorkommen – z.B. dass, wenn Regen fällt, die Pflanzen wachsen. Um eine Kausalbeziehung herzustellen, müssen wir auch die logischen Schritte verstehen, die die beiden Ereignisse verbinden. (Regen ist nicht die unmittelbare Ursache für das Pflanzenwachstum. Vielmehr ist er eine der notwendigen Bedingungen dafür, dass die Saat

Wurzeln zieht und die Pflanzen gedeihen, *vorausgesetzt*, dass das Saatgut sich in einer Erde mit genügend Nährstoffen befindet usw.)

Im Unterschied zu bloßen Meinungen strebt die wissenschaftliche Methode nach verifizierbarem Wissen. Die Wissenschaft hält nicht etwas für wahr, weil eine Autorität (sei es die Gottes, des Papstes oder des Königs), die Tradition (»Die Leute haben es schon immer geglaubt«) oder der allgemeine Konsens (»Alle sagen es«) es so will. Dass wissenschaftliches Wissen im Widerspruch zu diesen »Instanzen« steht, ist nicht notwendig, kommt aber immer wieder vor. In einem der berühmtesten Fälle zog Galilei die herrschende Auffassung, wonach die Sonne sich um die Erde dreht, in Zweifel und stützte die kopernikanische Theorie auf empirische Beobachtungen und logische Analyse. Zuerst lehnten die Leute sie rundweg ab. Galilei widersprach dem Glauben ihrer Eltern und Großeltern und vielleicht auch ihrer Mythologie (Tradition); und, was noch schwerer wog, er attackierte die Lehren der Kirche (Autorität). Außerdem sahen alle, dass die Sonne im Osten aufgeht, ihre Bahn am Himmel zieht und im Westen untergeht (Konsens). Trotzdem trug in diesem Fall die Wissenschaft letztlich den Sieg davon.

Die wissenschaftliche Methode ist ein äußerst wirkungsvolles Instrument. Sie hat in der Neuzeit einen enormen Wissenszuwachs ermöglicht, der seinerseits große technische Fortschritte hervorgebracht hat. Doch so wirkungsvoll sie ist, sie produziert kein »perfektes« Wissen. Zunächst ist wissenschaftliches Wissen stets unvollständig: Viele Phänomene sind noch nicht ausreichend erforscht worden, und neue Forschungen können scheinbar gesicherte Erkenntnisse in Zweifel ziehen. Zweitens lassen sich manche Fragen nicht durch wissenschaftliche Methoden entscheiden (z.B. die, ob Gott existiert). Hinzu kommt, dass verschiedene Personen – auch in den Wissenschaften – von unterschiedlichen kulturellen Standpunkten ausgehen, eine unterschiedliche Sicht der Dinge haben, unterschiedliche Sprachen und Begriffe zur Beschreibung der Dinge verwenden und zu unterschiedlichen Erkenntnissen gelangen. Durch Kooperation können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler das Wissen erweitern und vertiefen, die Technik verbessern und praktische Aufgaben – etwa beim Brücken- oder Raketenbau – meistern, doch sie können die Effekte so unterschiedlicher Perspektiven nie vollständig eliminieren und zu einer einzigen »Wahrheit« gelangen.

Als Wissenschaft steht die Soziologie vor einer besonderen Herausforderung. Wenn die Soziologie Beobachtungen anstellt, beobachtet sie nicht eine »Natur«, die außerhalb und unabhängig vom Menschen existiert und in Beziehung zum Beobachtenden mehr oder weniger feststeht, sondern eine Realität, die teilweise von Menschen geschaffen ist und sich nie vollständig vom Beobachtenden ablösen lässt. Die soziale Realität steht nicht still, sondern verändert sich laufend. So existiert die Sprache nur, weil die Menschen sie verwenden; bei ihrem Gebrauch werden aber fast immer kleine Veränderungen an ihr vorgenommen. Die soziale Realität ist ein Teil von uns, und wir sind ein Teil von ihr. Sozialwissenschaftliche Beobachtungen sind nicht einfach Interpretationen der Natur, sondern, zumindest teilweise, Interpretationen von Menschen, die selbst ihre Realitäten interpretieren und erschaffen (Giddens 1976).

Empirische Beobachtung

Etwas empirisch zu beobachten, klingt ziemlich unproblematisch, als würde es genügen, einfach hinzusehen. In Wahrheit ist es weit komplizierter. Beobachtungen müssen in **Daten** umgewandelt werden, d.h. in Informationen, die für die Beantwortung soziologischer Fragen in besonderer Weise nützlich sind (vgl. Kap. 2 und 3). Das erfolgt in drei Schritten. Zuerst kommt die *Abstraktion*. Es sind die Merkmale des beobachteten Phänomens zu abstrahieren, die für die Fragestellung relevant sind. So ist das Geschlecht des Kindes bei einer Untersuchung der offiziellen chinesischen Haltung zu Reproduktionstechnologien irrelevant, weil Eltern eine Abtreibung nur gestattet ist, wenn ihr Kind wahrscheinlich mit einem angeborenen Schaden, einer Erbkrankheit oder anderen Problemen zur Welt kommt. Untersucht man aber, wie diese Technologien tatsächlich angewandt werden (und wie die offizielle Haltung von Eltern, die unbedingt einen Sohn haben wollen, missbraucht wird), wird das Geschlecht des Kindes in hohem Maße relevant.

Der zweite Schritt ist die *Interpretation* der Beobachtungen. Dieser ist auch in den Naturwissenschaften wichtig. So müssen Meteorologinnen und Metereologen ihre Beobachtungen der Wolkenmuster interpretieren und klassifizieren. Noch wichtiger ist die Interpretation unserer Beobachtungen bei der Untersuchung der sozialen Realität, weil wir hier Handlungen von Individuen verstehen wollen (Taylor 1988). Die pränatale Diagnostik – ursprünglich für Frauen entwickelt,

die ein hohes Risiko für ein Kind mit einem angeborenen Schaden oder einer Erbkrankheit haben – gehört heute in den westlichen Ländern, vor allem für Frauen über dreißig, zur Routine. Warum? Offensichtlich wollen die Frauen sichergehen, dass ihr Kind gesund zur Welt kommt (und im anderen Fall eine Abtreibung erwägen), und mit diesen Tests erhalten Ärztinnen und Ärzte die erforderlichen Informationen über die Gesundheit der Mutter und des Fötus. Doch eine Umfrage unter Schwangeren könnte durchaus ergeben, dass sie diese Tests vorwiegend deswegen durchführen lassen, weil der Gynäkologe sie empfiehlt und er es am besten wissen muss. Eine Umfrage unter Gynäkologinnen und Gynäkologen andererseits könnte ergeben, dass sie die Tests hauptsächlich deswegen empfehlen, um sich gegen gerichtliche Klagen von Eltern zu schützen, deren Kind mit einem angeborenen Schaden zur Welt kommt. Durch bloße Beobachtung könnten wir weder die Motive der Handelnden noch die Bedeutung ihrer Handlungen entdecken.

Im dritten Schritt müssen die Beobachtungen so aufgezeichnet werden, dass eine *Replikation* möglich ist, d.h. die gleiche Untersuchung muss in einer anderen Umgebung mit anderen Probandinnen und Probanden (Versuchspersonen) wiederholbar sein, so dass man feststellen kann, ob sie zu den gleichen Resultaten führt. Denn es ist stets möglich, dass die Versuchspersonen für die Population, die sie repräsentieren sollen, nicht repräsentativ sind oder dass man fehlerhafte Methoden angewendet hat. Wissenschaftliche Ergebnisse müssen in einer Form präsentiert oder veröffentlicht werden, die eine präzise Darstellung der Bedingungen umfasst, unter denen die Beobachtungen gemacht wurden; dazu gehört auch, wie man relevante Merkmale aus anderen Beobachtungen abstrahiert und die beobachtete Handlung interpretiert hat. (Forschungsmethoden werden in diesem Lehrbuch im zweiten und dritten Kapitel und unter Bezug auf einzelne Studien in besonderen Exkursen, die über das ganze Buch verteilt sind, diskutiert. Zum Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten vgl. das Kapitel im Anhang.)

Logische Analyse

Wie die empirische Beobachtung ist auch die logische Analyse weit komplexer, als es zunächst erscheinen mag. Wenn wir auf das Familienleben, religiöse Institutionen oder irgendeinen anderen Aspekt der sozialen Realität blicken, erkennen wir rasch, dass viele Fragen und

Phänomene miteinander verquickt sind. Im ersten Schritt der logischen Analyse müssen wir uns daher entscheiden, welche Frage oder Fragen wir untersuchen wollen. Die *Analyseeinheiten* sind ausdifferenzierte Teile eines größeren, komplexeren Ganzen. Angenommen, eine Soziologin möchte soziale Gruppen erforschen und wählt als Untersuchungsgegenstand die Mitglieder einer Kirche aus. Die erste und offensichtlichste Analyseeinheit sind dann die einzelnen Mitglieder. Eine zweite sind die Beziehungen zwischen diesen Individuen: Das Wissen, wer miteinander befreundet ist, der gleichen Familie angehört, für das gleiche Unternehmen arbeitet usw. erzeugt ein neues Bild der Gruppe. Eine dritte Analyseeinheit ist die gemeinsame Kultur der Kirchenmitglieder: Welche religiösen Überzeugungen haben sie, was wissen sie über die Geschichte ihrer Kirche (oder sonstige Religionsgemeinschaften), wie weit verstehen sie deren Rituale und Prozeduren? Eine weitere Analyseeinheit ist die formale Organisation der Kirche – ihre innere Struktur von Komitees und Verantwortlichkeiten, die Beziehung zwischen Priester und Kirchenmitgliedern, die Frage, ob der Priester einem Bischof verantwortlich ist usw. Jede dieser Einheiten ist logisch von den anderen verschieden. Für ein vollständiges Bild der Kirche braucht man Informationen über sie alle.

Als nächster Schritt folgt die *Ermittlung der Beziehungen* zwischen den Analyseeinheiten, seien dies Individuen, persönliche Beziehungen, kulturelle Überzeugungen oder Organisationsstrukturen. Eine wesentliche Aufgabe ist es herauszufinden, welches der zahlreichen Elemente in einer sozialen Umgebung den größten Einfluss auf die anderen hat. So muss untersucht werden, ob die Überzeugungen der Mitglieder (Kultur) oder die Art ihrer Organisation (Struktur) Entscheidungen wie die Wahl eines Priesters, Diakons oder Gemeindeältesten stärker beeinflussen. Diese Frage bezieht sich auf eine hypothetische Ursache-Wirkungs-Beziehung. Darüber hinaus ist die Soziologie auch an funktionalen Beziehungen zwischen den diversen Einheiten oder zwischen dem Ganzen und seinen Teilen interessiert. So arbeiten in einem Kirchenchor neben Dirigent oder Dirigentin Sängerinnen und Sänger (mit den verschiedenen Stimmen Sopran, Alt, Tenor, Bass) zusammen, um ein gemeinsames Produkt hervorzubringen – eine musikalische Aufführung, die nur durch soziale Kooperation zustande kommt. Ihre diversen Rollen sind daher funktional verknüpft: Keine von ihnen (nicht einmal die des Dirigenten) ist im strengen Sinne

die Ursache der anderen, sondern alle sind voneinander abhängig.

Als dritter Schritt in der logischen Analyse folgt die *Theoriebildung*, eine spezifische Art der Organisation des Wissens. Eine **Theorie** ist der systematische Versuch, Beziehungen explizit zu machen und deren Wirkungen zu erklären. Wissenschaftliche Theorien basieren auf Gesetzeshypthesen und Fakten, die durch empirische Beobachtung gewonnen werden. Warum, so die Frage der Theorie, sind die Fakten so und nicht anders? Warum bestimmen beispielsweise einige christliche Kirchen ihre Priester durch Wahl, während sie in anderen von einem Bischof eingesetzt werden? In diesem Fall hängt die Antwort erstens von der Geschichte ab (wann und wie entstanden die verschiedenen Konfessionen und Denominationen?), zweitens von der Art des religiösen Glaubens selbst (insbesondere hinsichtlich dessen, inwieweit die Gläubigen ihre religiöse Erkenntnis durch Gebet und Bibelstudium gewinnen oder darin von höheren Autoritäten unterwiesen werden), und drittens von den Kirchenstrukturen (hierarchisch gegenüber egalitär). Eine Theorie fasst all diese Teilerklärungen zusammen und bezieht sie aufeinander. So kann es sein, dass sich die Praxis der Priesterwahl von der Entstehung einer individualistischeren Denkungsart ableitet (u.a. von dem Glauben, dass die Menschen eine direkte Beziehung zu Gott haben können, eine Vorstellung, die sich während der protestantischen Reformation entwickelte) und auch von einer mehr demokratischen Gesinnung (u.a. von der Vorstellung, dass die Menschen ihre politischen Führerinnen und Führer selbst bestimmen sollten).

Im Idealfall sind Theorien so präzise formuliert, dass man sie durch Rückkehr zur empirischen Beobachtung testen und eventuell neue Informationen gewinnen kann. Relativ leicht ist eine solche Präzisierung und Überprüfung bei Theorien geringer Reichweite zu erreichen – etwa einer Theorie, die voraussagt, dass persönliche Beziehungen zwischen Kirchenmitgliedern einen größeren Einfluss auf die Priesterwahl haben als unterschiedliche religiöse Anschauungen. Weit schwieriger ist dies bei Theorien großer Reichweite – etwa einer Theorie, die voraussagt, dass in allen Bereichen der sozialen Realität die Sozialstruktur wichtiger ist als die Entscheidungen von Individuen. Solche umfassenden Theorien – beispielsweise die Marxsche, wonach die Geschichte wesentlich durch Klassenkämpfe vorangetrieben wird, oder die Theorie von Adam Smith,

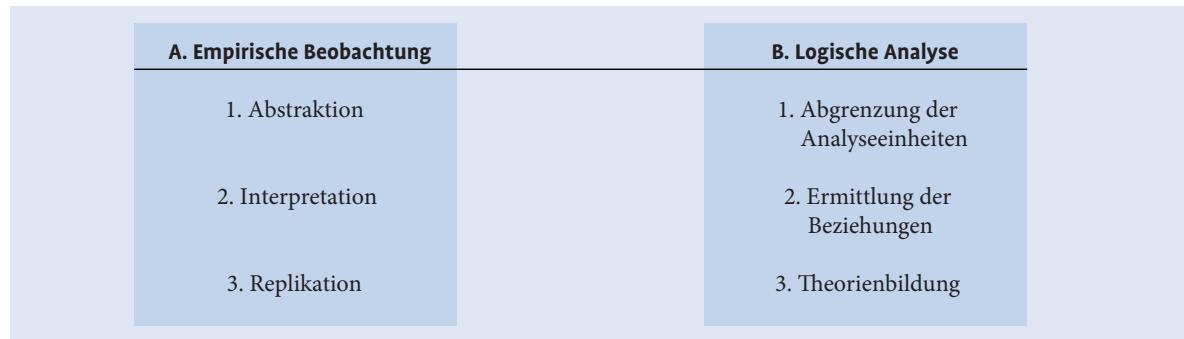


Abbildung 1.5 Die wissenschaftliche Methode. Quelle: Eigene Darstellung.

wonach die ökonomischen Entscheidungen von Individuen einen Beitrag zum Wohl des Ganzen leisten (beide Theorien werden unten ein wenig weiter diskutiert) – liefern uns aber Richtlinien für die Entwicklung spezifischer Theorien, die wir direkter testen können.

1.2.2 Soziale Tatsachen

Alle Wissenschaften basieren sowohl auf empirischer Beobachtung wie auf logischer Analyse. Sie haben es jedoch mit jeweils besonderen Fragestellungen und Problemen zu tun und daher ihre je eigenen methodischen Ansätze entwickelt. So sind z.B. für die Chemie kontrollierte Experimente zur Überprüfung ihrer Theorien in hohem Maße charakteristisch. Generell sind solche Tests in der Soziologie nicht möglich. Diese erhebt dagegen so viele Daten wie möglich von dem fortlaufenden Prozess des sozialen Lebens und sucht auch aus ungewöhnlichen Ereignissen – wie Revolutionen oder Naturkatastrophen – zu lernen, in denen soziale Gesetzmäßigkeiten und Muster plastisch hervortreten.

So wie die einzelnen Wissenschaften ihre je eigenen methodischen Ansätze zur Datengewinnung besitzen, so konzentrieren sie sich auf verschiedene Arten von Tatsachen. **Soziale Tatsachen** sind relativ beständige Eigenschaften der sozialen Realität, die den Handlungen der Individuen einen Rahmen setzen und sie prägen. Sie sind Eigenschaften des sozialen Lebens und daher nicht in den isolierten Individuen lokalisierbar; vielmehr erscheinen sie als diesen äußerlich, obgleich die Individuen an ihnen teilhaben (Durkheim 1895).

Ein gutes Beispiel für eine soziale Tatsache ist die Wirtschaft. Sie ist von keiner Einzelperson konzipiert worden und wird von keiner Einzelperson oder Gruppe

beherrscht. Gleichwohl kann sie von Einzelpersonen – durch die Einführung neuer Produkte oder Technologien oder die Bildung neuer Organisationen und die Konzeption neuer Produktionsstrategien – verändert werden. Manche Personen (Entscheidungsträgerinnen in Regierungen, Leiter großer Unternehmen) haben einen enormen Einfluss auf wirtschaftliche Trends; andere (z.B. Obdachlose) leben am Rand der Gesellschaft, sind »marginalisiert«. Doch wir alle spielen in der Wirtschaft bis zu einem gewissen Ausmaß eine Rolle. Ja, sie existiert nur als Resultat der Entscheidungen und Handlungen vieler *interagierender* Individuen und Gruppen. Und der Zustand der Wirtschaft – ob Boom oder Rezession – beeinflusst wiederum die Individuen in Form hoher oder niedriger Zinsen, Entlassungen usw.

Andere soziale Tatsachen sind die *Raten* sozialer Phänomene, d.h. der Prozentsatz von Fällen in einer Population pro Jahr (oder einer anderen Zeiteinheit). Eine Verbrechensrate ist eine soziale Tatsache, ebenso die Rate der Eheschließungen, die Geburtenziffer oder die Rate der Coronavirus-Infektionen. Diese Raten nimmt man erst wahr, wenn man viele einzelne Fälle zusammen betrachtet. Sie beeinflussen – in irgend-einem gegebenen Jahr – auch Individuen, die noch ungeboren sind, kein Verbrechen begangen, nicht geheiratet oder sich nicht mit dem Coronavirus infiziert haben. Solche Gesamtraten enthalten soziale Gesetzmäßigkeiten, die man durch Analyse von getrennten Fällen nicht entdeckt hätte. So scheint die rasche Zunahme von Spezialkliniken für künstliche Befruchtungen in den USA nahezulegen, dass immer mehr US-Amerikanerinnen und -Amerikaner unter Unfruchtbarkeit leiden. Da die Baby-Boom-Generation aber zahlenmäßig weit größer ist als die vorigen, hat sich

nicht die Fruchtbarkeitsrate verändert, sondern die *Zahl* der Menschen, die unter Fruchtbarkeitsproblemen leiden, hat zugenommen.

Als ein allen gemeinsames Kommunikationsmedium ist auch die Sprache eine soziale Tatsache. Um die Entstehung und Verbreitung neuer Wörter, Ausdrücke und Bedeutungen zu verstehen, forscht die Soziologie nach den sozialen Kräften, die erklären, warum neue Wörter akzeptiert werden. Untersucht wird, ob die neuen Wörter mit renommierten öffentlichen Personen assoziiert, ob sie in Musiksendern, auf Streaming-Plattformen, in Filmen oder Videos wiederholt, ob sie zuerst von einer Gesellschaftsgruppe übernommen und dann an andere weitergegeben werden usw.

Soziale Tatsachen sind zwar relativ stabil, doch nie vollkommen unveränderlich. Daher ist die Soziologie von der Physik verschieden. Die soziale Realität lässt sich nie vollständig mittels einer Reihe von wissenschaftlichen Gesetzen beschreiben, die für alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten gelten. Die Beziehung zwischen Masse und Schwerkraft variiert an den einzelnen Orten der Erde nur geringfügig, so dass ein Ziegel in Frankfurt am Main so schnell fällt wie in Peking. Hingegen variiert die Beziehung zwischen Beruf und Einkommen erheblich. Die Stellung eines Taxifahrers im Verhältnis zu anderen Berufsgruppen variiert stark zwischen verschiedenen Ländern. Hinzu kommt, dass die Menschen ihre soziale Realität und ihre Lebensweise verändern können. Infolgedessen hat die Soziologie es stets mit neuen Phänomenen zu tun. Außerdem deuten Menschen die sozialen Prozesse, in die sie eingebettet sind. Die Soziologie wird ihrem Gegenstand deshalb nur gerecht, wenn sie sich nicht nur mit den sozialen Prozessen selbst beschäftigt, sondern auch die Beteiligten und Betroffenen ernstnimmt.

1.3 Die Anfänge der Soziologie

Die Soziologie entstand im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in einer Zeit des tiefgreifenden sozialen Wandels sowohl in den westlichen Gesellschaften wie in der übrigen Welt. Die den Europäern jahrhundertelang vertraute soziale Welt verschwand allmählich, und es begann das, was oft die »moderne Ära« genannt wird.

1.3.1 Die Soziologie und die moderne Ära

Drei Faktoren spielten eine entscheidende Rolle bei der Herbeiführung dessen, was wir jetzt die moderne Ära nennen. Der erste war die *Entstehung der urbanen, kapitalistischen Industriegesellschaft*. Bis ins 18. Jahrhundert lebten die meisten Menschen in Europa in kleinen, halbautonomen, landwirtschaftlichen Dörfern, in denen ihre Familien seit Generationen gelebt hatten. Die sich selbst versorgende und für sich selbst sorgende Familie war der Kern des Dorfes. Diese Dörfer waren Teil größerer Gesellschaften, deren Herrscher – meist Könige – damit begonnen hatten, große Reiche aufzubauen. Doch außer in Kriegszeiten hatten Staatsangelegenheiten wenig Einfluss auf die gewöhnlichen Menschen. Man reiste selten (es gab noch keine Eisenbahn und oft nicht einmal Postkutschen), und die »Nachrichten« bestanden im Wesentlichen aus Dorfklatsch (es gab noch keine Zeitungen und keine regelmäßige Postzustellung). Alle gingen in die gleiche Kirche (mit Ausnahme der seltenen jüdischen Enklaven). Die große Mehrzahl der Menschen waren Bauern und Bäuerinnen. Den meisten gehörte das Land, das sie bearbeiteten, nicht. Sie hatten es vielmehr von einem Grundbesitzer (oft ein Mitglied des Adels) zu bereits Jahrhunderte alten Konditionen gepachtet. Diese soziale Ordnung galt als gottgegeben und wurde selten in Frage gestellt. Ein paar Leute waren zum Herrschen geboren, und die große Mehrheit, um zu arbeiten. Väter hatten die Gewalt über ihre Familien, Grundbesitzer über ihre Pächter und Monarchen über alle ihre Untertanen. Die Menschen kannten ihre Pflicht und ihren Ort in der Gesellschaft. Im Lauf von Generationen veränderte sich nur wenig.

Ähnlich stabil war auch die soziale Ordnung vormoderner Städte. Die sozialen Interaktionen waren durch eine feste Hierarchie geregelt. In den Zünften standen Meister über den Gesellen und diese über den Lehrlingen, genauso wie beim Militär und auf dem Land Herzöge über den Rittern und diese über den Leibeigenen standen. Es gab sogar eine Kleiderordnung für die einzelnen Berufe und Stände. Die Kirche war von der Geburt bis zum Tod die höchste Autorität in allen Fragen.

Das Leben in diesen vorindustriellen Dörfern und vormodernen Städten war keineswegs idyllisch. Grundbesitzer beuteten ihre Pächter oft durch hohe Abgabeforderungen bis an den Rand des Hungertods aus. Nachbarn stritten miteinander und Familienfeinden zogen sich manchmal über Generationen hin. Die sani-

tären Verhältnisse waren oft schlecht, die medizinische Versorgung primitiv und ein früher Tod häufig. Doch so beschwerlich sie auch waren, die Grenzen und Umrisse des sozialen Lebens waren allen bekannt.

Die industrielle Revolution veränderte sowohl die physische wie die soziale Landschaft. Fabriken, Kohlezechen, Eisenbahnen und Telegrafenleitungen zerstörten im 19. Jahrhundert die Abgeschiedenheit der traditionellen Agrargemeinschaften, die ihnen bis dahin Schutz geboten hatte. Fabrikstädte schossen fast über Nacht aus dem Boden, und die städtische Bevölkerung wuchs rasch. Um 1850 lebten in Großbritannien bereits mehr Menschen in Klein- und Großstädten als auf dem Land. Dieser Prozess zerriss die traditionellen Sozialbeziehungen. Eine neue, auf die Warenproduktion und den Handel spezialisierte Klasse kapitalistischer Unternehmer verdrängte die alte Ländaristokratie. Viele Menschen verließen ihre Dörfer (oder waren gezwungen, sie zu verlassen), um sich in den Fabrikstädten als Lohnarbeiter zu verdingen, und mussten dabei ihren selbstgenügsamen Lebensstil aufgeben. Die industrielle Revolution schuf neue Arbeitsplätze, brachte aber auch Arbeitslosigkeit hervor. Krawalle und die erbärmlichen Lebensverhältnisse in den Städten erzeugten ein alarmierendes Bild der Massenarmut und bedrohten die europäischen Gesellschaften mit Kriminalität und Rebellion.

Der zweite Faktor, der zur Entstehung der modernen Ära beitrug, war die Entdeckung (oder Wiederentdeckung) *kultureller Unterschiede*. Reisen in entlegene Weltgegenden, die Zunahme des Fernhandels und die Errichtung von Kolonialreichen zwangen Europa zur Auseinandersetzung mit der Fülle anderer Kulturen, die alle ihre besondere Sprache, ihre charakteristischen Sitten, Glaubensanschauungen, Regierungssysteme und Lebensstile besaßen. Durch die zunehmenden Kontakte zwischen Europäern und Nichteuropäern veränderte sich das Leben auf beiden Seiten: am sichtbarsten im Kolonialismus und in der Sklaverei. Einige der Auswirkungen waren materieller Natur, so der wachsende Reichtum und die gestiegene Macht seefahrender Handelsnationen wie Großbritannien. Genauso folgenreich war, dass diese Kontakte die herrschende Auffassung von der menschlichen Natur in Frage stellten. Waren die meisten Europäerinnen und Europäer bislang der Überzeugung, ihre Kultur sei allen anderen eindeutig überlegen, so wurden die Wissenschaften jetzt von der Vielzahl von Kulturen irritiert. Wo war die

europeische Zivilisation entstanden und wohin würde sie sich entwickeln? Die Wissenschaften begannen, sich für andere Kulturen und Epochen zu interessieren, nicht nur aus einem genuinen Interesse an diesen Menschen und Orten; sie wollten auch Lehren für die modernen westlichen Gesellschaften ziehen und diese besser verstehen lernen.

Der dritte Faktor waren die *politischen und geistigen Umwälzungen*. Die Amerikanische und die Französische Revolution brachen mit den alten Vorstellungen von Pflicht, Tradition und Gehorsam gegen die Obrigkeit und setzten neue an ihre Stelle: die allgemeinen Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit – Ideen, die die Monarchien überall bedrohten. Ähnlich hatten bereits die Renaissance, die protestantische Reformation, die wissenschaftliche Revolution und die Aufklärung eingewurzelte Anschauungen über Natur, Religion und Leben in Frage gestellt. Nicht nur schufen diese kulturellen »Bewegungen« in Europa eine neue Vielfalt (etwa die verschiedenen christlichen Konfessionen und Sekten), sondern ihnen verdankte sich auch die drastische Zunahme des Wissens und der Beschäftigung mit den verschiedenen Kulturen. Die Erfindung der Druckerpresse im 15. Jahrhundert half, diese neuen Denkweisen und intellektuellen Debatten zu verbreiten.

Die vorwissenschaftlichen, auf früheren Erfahrungen basierenden Welterklärungen verloren ihre Gültigkeit. Die *Sozialphilosophie*, die sich damit beschäftigte, wie die Gesellschaft sein sollte, vermochte nicht zu erklären, was in der realen Welt geschah. Schon im 17. und 18. Jahrhundert entstanden immer stärker werdende Ansätze zu einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Prozessen. Die Menschen brauchten faktische, durch systematisch überprüfte Theorien verknüpfte Informationen, die ihnen die moderne Ära zu verstehen und sich an sie anzupassen halfen. So entstand eine neue Disziplin – die *Soziologie*.

Entstanden in einer Ära politischer und geistiger Umwälzungen, beschäftigt sich die Soziologie noch immer mit den Herausforderungen, die diese Zeit aufwarf: der soziale Wandel und die Frage, welche Faktoren Gesellschaften – selbst mitten im Wandel – noch zusammenhalten; die diversen Gesellschaftstypen und Fragen über Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen ihnen; schließlich die Spannung zwischen wissenschaftlichen Erklärungen der sozialen Realität einerseits und Tradition, Common Sense und öffentlicher Meinung andererseits.



Abbildung 1.6 Die Parole »Liberté, Egalité, Fraternité« (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) wurde zum Leitspruch der Französischen Revolution. Heute ist sie Teil des nationalen Erbes Frankreichs und an zahlreichen Fassaden zu sehen.

1.3.2 Klassische soziologische Theorien

Die Theoretiker, die wir heute für die Begründer der Soziologie halten, sahen sich selbst keineswegs nur als die Initiatoren einer neuen wissenschaftlichen Disziplin; sie wollten darüber hinaus zur Lösung drängender öffentlicher Probleme beitragen. Auguste Comte (1798–1857), ein Philosoph, der im Chaos, das auf die Französische Revolution folgte, geboren worden war, suchte nach einem Instrument, das den sozialen Wandel zu steuern erlaubt. Nach dem Vorbild der Naturwissenschaften forderte Comte eine systematische Analyse der Gesetze des sozialen Lebens, deren Anwendung zu rationaleren Formen sozialen Handelns und schließlich auch zu einer besseren Gesellschaft führen sollte. Er nannte diese neue Wissenschaft »Soziologie« und war überhaupt der erste, der diesen Begriff verwendete. Herbert Spencer (1820–1903) orientierte sich ebenfalls an den Naturwissenschaften. Für ihn gehörte die Untersuchung menschlicher Gesellschaften in das umfassende Studium der biologischen Evolution. Sowohl in der Biologie wie in

der Gesellschaft, betonte Spencer, laufen Struktur- und Funktionsänderungen parallel. Überhaupt hatte die Evolutionstheorie – vor und nach Darwin – einen enormen Einfluss auf die frühe Soziologie. Ja, Darwin entlehnte einen Schlüsselausdruck: »Überleben der Tüchtigsten (Bestangepassten)« von Spencer. Adam Smith, der Autor des einflussreichen Werks *The Wealth of Nations* (1776; dt. *Der Wohlstand der Nationen*, 1999) gilt heute in erster Linie als Nationalökonom. Doch zu Smith’ Zeit unterschied man noch nicht zwischen den Disziplinen Soziologie und Nationalökonomie, und seine Schriften sind reich an (weiter unten diskutierten) soziologischen Erkenntnissen.

Erst Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts fand die Soziologie – im Rahmen der allgemeinen Forderung nach mehr wissenschaftlicher Erkenntnis und Bildung – Anerkennung an den europäischen Universitäten als separate wissenschaftliche Disziplin. Auch wurden die Soziologen in dieser Zeit zu Spezialisten (im Unterschied zu generalistischen Sozialwissenschaftlern). Seit

1

Anfang des 20. Jahrhunderts spielten US-amerikanische Wissenschaftler eine prominente Rolle in der Soziologie, die sich von da an als spezialisierter Bereich der akademischen Forschung und Ausbildung um die ganze Welt verbreitet hat.

In den folgenden Abschnitten stellen wir die wichtigsten Begründer der Soziologie vor. Sie haben im Unterschied zu den genannten Vorläufern für uns nicht an Bedeutung eingebüßt, da sie verschiedene, bis heute andauernde Theorie- und Forschungstraditionen inspirierten. Ihren Werken lassen sich bis heute neue Erkenntnisse und Anregungen entnehmen.

Adam Smith, Jeremy Bentham und die Rational-Choice-Theorie

Adam Smith (1723–1790) war an dem, was Gesellschaften im Innersten zusammenhält, interessiert. Für Smith sind Macht und Autorität eines Herrschers nicht die einzige und nicht einmal die hauptsächliche Quelle der sozialen Kohäsion; Gesellschaften werden auch durch die wechselseitige wirtschaftliche Abhängigkeit der Menschen und durch Marktkräfte funktional integriert. Die Menschen, so Smith, treffen auf Grund rationaler Kosten-Nutzen-Kalkulationen Entscheidungen (was sie kaufen, was sie herstellen, welche Laufbahn sie einschlagen). Dabei ziehen sie hauptsächlich die Folgen für sich selbst in Betracht, nicht aber, wie ihre Handlungen sich auf andere auswirken. Doch in einem freien Wettbewerbsmarkt, so behauptete Smith, führen rein durch Eigennutz motivierte Entscheidungen letztlich zur effizienten Produktion der von den Konsumierenden gewünschten Güter und zu einem entsprechenden Anstieg des gesellschaftlichen Wohlstands. Der Wettbewerb wirkt also wie eine »unsichtbare Hand«: Er rationalisiert die Produktion, maximiert die Profite und lenkt Arbeit und Investitionen in Bereiche, wo die Nachfrage am größten ist.

Der britische Philosoph Jeremy Bentham (1748–1832) erweiterte und revidierte Smith' Ansichten. Die Menschen, so betonte Bentham (1789), neigen überall dazu, so zu handeln, dass ihre Lust maximiert und ihr Schmerz minimiert wird. Er lehnte Smith' Auffassung ab, wonach die aus Eigennutz getroffenen individuellen Entscheidungen sich automatisch zum größtmöglichen Wohl der Gesamtgesellschaft addieren. Das öffentliche Wohl (definiert als der größte Nutzen zu den geringsten Kosten für die größte Zahl) lässt sich nach Bentham am besten durch wissenschaftlich ge-

plantes Regierungshandeln – was er die »sichtbare Hand« nannte – erreichen. Kooperation zwischen den sozialen Akteuren stellt sich nicht von selbst ein, selbst wenn sie einen größeren Nutzen für mehr Menschen produzieren würde. Wenn ein Staat, der die Macht besitzt, Kooperation zu fordern, nicht interviert, behauptete Bentham, kommt es wahrscheinlich zu Konflikten zwischen den Akteuren, wobei jeder versucht, sich auf Kosten der anderen Vorteile zu verschaffen.

Die Theorie der **rationalen Wahl** (*rational choice*), für die Smith und Bentham bahnbrechendes leisteten, hat noch heute einen großen Einfluss in der Soziologie. Individuelle Entscheidungen spielen dieser Theorie zufolge eine wesentliche Rolle in der Ausprägung sozialer Tatsachen (Coleman 1990; Esser 1993). Man hat sie angewandt auf Fragen, wie Unternehmen ihre Markentscheidungen treffen, warum sich die Menschen entscheiden, in mehr Bildung zu investieren, und selbst darauf, wie junge Menschen sich entscheiden, mit wem sie sich treffen und wen sie heiraten. Besonders wichtig ist diese Theorie für Analysen staatlicher Politik, wo sie erlaubt, die Gewinner und Verlierer eines neuen staatlichen Programms zu bestimmen.

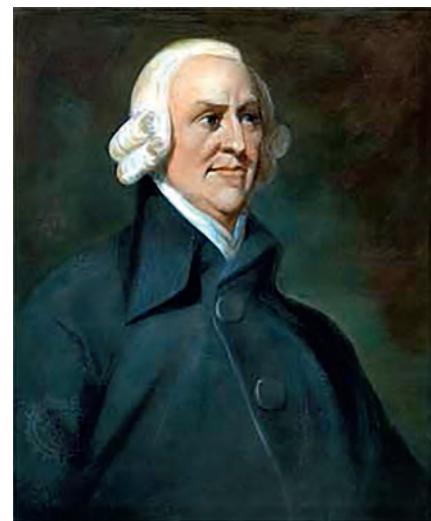


Abbildung 1.7 Nach Adam Smith werden Gesellschaften nicht nur durch Macht und Autorität eines Herrschers zusammengehalten, sondern auch durch die wechselseitige wirtschaftliche Abhängigkeit der Menschen und durch Marktkräfte.

In vieler Hinsicht stellt die Rational-Choice-Theorie eine Auffassung dar, gegen die andere soziologische Theoretiker rebellierten. Soziale Gesetzmäßigkeiten und Muster, so kritisierten sie, lassen sich nicht, wie in der Ökonomie verbreitet, als Aggregat individueller Handlungen erklären; ihrer Ansicht nach spielen Gruppen, Sozialstruktur, Kultur und historischer Wandel eine wesentliche Rolle in der Ausbildung der Bedingungen für das soziale Handeln.

Karl Marx

Karl Marx (1818–1883) war Wirtschaftshistoriker, Gesellschaftstheoretiker und Revolutionär, ist aber vor allem berühmt geworden als »Vater« des modernen Kommunismus. Darüber hinaus leistete er wesentliche Beiträge auf den Feldern der Soziologie und Nationalökonomie.

Für Marx (1867) war das wichtigste Merkmal der Industriegesellschaften seiner Zeit ihre kapitalistische Struktur. Die Produktionsmittel waren in Privatbesitz und dienten der Erzeugung von Profiten. Der Kapitalismus war außerordentlich produktiv. Er schuf enormen neuen Reichtum und verbreitete sich schließlich über die ganze Welt. Marx zufolge ist er jedoch ein Wirtschaftssystem, das anfällig ist für Krisen, Rezessionen und Depressionen. Die Kapitalisten mochten zwar von einer reinen Wirtschaftsgesellschaft, in der der Staat nur eine geringe Rolle spielt, träumen, doch in Wahrheit brauchten sie die staatliche Macht, um das Wirtschaftssystem funktionsfähig zu halten und die Verlierer im Konkurrenzkampf daran zu hindern, dass sie rebellierten.

Viele zeitgenössische Soziologinnen und Soziologen sind von Marx beeinflusst. Nur wenige sind marxistisch in dem Sinne, dass sie seine gesamte Theorie und Politik akzeptieren – zumal angesichts des Zusammenbruchs der kommunistischen Regime in Osteuropa und in der früheren Sowjetunion. Doch viele folgen seiner Analyse,

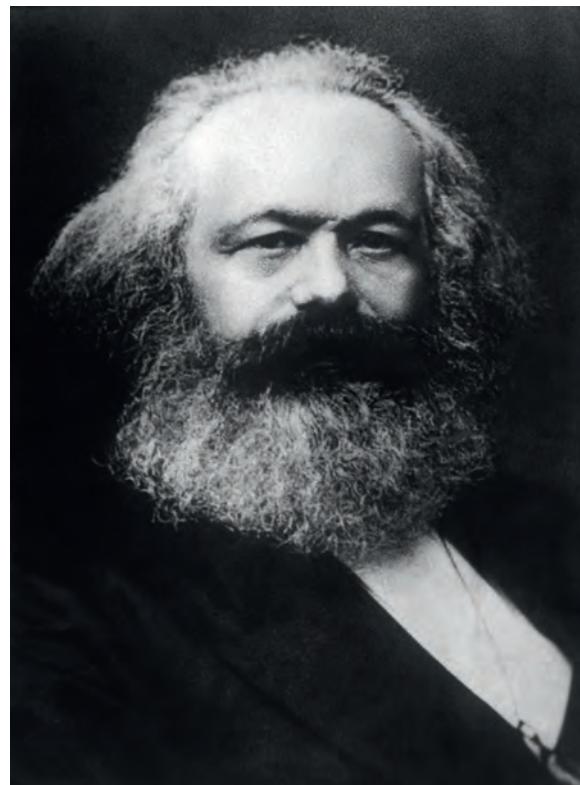


Abbildung 1.8 Nach Karl Marx wird die kapitalistische Gesellschaft beherrscht von jenen, die die Produktionsmittel kontrollieren und sich die Profite aus der Arbeit anderer (den »Mehrwert«) aneignen. Die tiefe Spaltung zwischen den sozialen Klassen führt zu Kämpfen um die gesellschaftliche Macht und schließlich zur Revolution.

dass die Sozialstruktur des Kapitalismus zu einer ungleichen ökonomischen Machtverteilung in der Gesellschaft führt. Viele stimmen auch mit seiner Ansicht überein, dass Individuen, die als Einzelne schwach sind, an Macht gewinnen, wenn sie sich kollektiv organisieren.

Exkurs

Marx über Klassenkampf und die Struktur des Kapitalismus

Ein zentrales Thema der Marxschen Gesellschaftstheorie war die Spaltung der Gesellschaft in sich bekämpfende Klassen. Diese Klassen waren nicht einfach verschieden voneinander; sie hatten unvereinbare Interessen, und der Konflikt zwischen den Klassen (z.B. zwischen Sklaven und Sklavenbesitzern) prägte die ganze soziale Realität. Die wichtigsten und zutiefst antagonistischen Klassen in der kapitalisti-

schen Gesellschaft waren die **Kapitalisten** oder die **Bourgeoisie**, die das Land, die Fabriken und Maschinen besaßen, und das **Proletariat** oder die Arbeiter, die mit ihrer Arbeit faktisch die Waren herstellten.

Diese strukturelle Spaltung der Gesellschaft in sich bekämpfende Klassen hatte enorme Konsequenzen für die gesellschaftlichen Machtbeziehungen. Für Marx standen die Interessen der Kapitalisten und

des Proletariats im Widerspruch zueinander. Um ihre Profite zu maximieren, mussten die Kapitalisten die Arbeiter ausbeuten und deren Löhne niedrig halten. Die Arbeiter litten. Um eine klassenlose Gesellschaft zu etablieren, die den gesellschaftlich produzierten Reichtum gerecht verteilt, mussten sie das kapitalistische System stürzen und sich die Produktionsmittel aneignen. Marx unterstellte, dass die Kapitalisten und die von ihnen unterstützten Regierungen alle ihre Macht aufbieten würden, um die Arbeiter an der Veränderung der sozialen Ordnung zu hindern; entsprechend würden diese, um Widerstand leisten zu können, die aus ihrer Zahl resultierende Macht aufbieten und sich zum Sturz ihrer Unterdrücker wahrscheinlich auf einen langen Konflikt mit ihnen einstellen müssen. Reibungen und der Kampf um gesellschaftliche Werte und Ziele seien jedoch unvermeidlich, gleichgültig ob es am Ende zu einer Revolution komme oder nicht. Nach Marx ist der Klassenkampf dem kapitalistischen System inhärent.

Alles soziale Handeln und sogar die Kultur ist nach Marx von der in der ökonomischen Produktion und den Klassenbeziehungen wurzelnden Sozialstruktur geprägt. So brachten die kleinbäuerlichen Agrarwirtschaften des Mittelalters feste Gemeinschaften und einen starken religiösen Glauben hervor, während der Individualismus und eine wissenschaftlichere Grundhaltung ein Produkt des Industriekapitalismus seien. Marx behauptete ferner, dass der Klassenkampf die primäre Ursache des sozialen Wandels sei. Seine Theorie lässt dem sozialen Handeln einen gewissen Spielraum, doch ist dieses nie frei vom Einfluss früherer Handlungen, vor allem aber nicht von dem der Sozialstruktur. »Die Menschen machen ihre eigene

Geschichte«, schrieb Marx, »aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen überlieferten Umständen« (Marx 1852: 2. Abs.).

Einer der zentralen Marxschen Beiträge zur Soziologie ist seine Analyse des kollektiven Kampfes als einer Form sozialen Handelns. Da eine kleine Elite den größten Teil des gesellschaftlichen Reichtums kontrolliert, haben die meisten Individuen als Einzelne nur wenig Einfluss auf ihr Leben. Durch gewerkschaftliche Organisation und die Bildung politischer Parteien, so Marx, könnten die Arbeiter aber schließlich die Macht erringen, um diese Gesellschaftsstruktur zu verändern. Damit war nicht nur eine Aufforderung zum Handeln, sondern zu einer kulturellen Veränderung gemeint. Die Arbeiter mussten sich von der kapitalistischen Vorstellung befreien, jeder Mensch sei nur ein Individuum und nichts sonst; sie mussten ein **Klassenbewusstsein**, eine Vorstellung ihrer gemeinsamen Interessen und Probleme, entwickeln. Bis es so weit war, würden die Kapitalisten, so Marx, ihre Macht dazu nutzen, um die Religion, die Freizeitaktivitäten und Konsumpräferenzen des Proletariats zu manipulieren und ein »falsches Bewusstsein«, d. h. eine irreführende kulturelle Perspektive in den Arbeitern zu erzeugen, die sie an der Erkenntnis hindert, dass sie ausgebeutet werden. Die Kultur verstärkt somit in dieser Sicht die Macht der Eliten in der nach Klassen gespaltenen Sozialstruktur des Kapitalismus. Ohne deren Revolutionierung, so Marx, würde es den Arbeitern nicht gelingen, die Macht zu erringen. Und nur die Eroberung der Staatsmacht erschien ihm als geeignetes Instrument, die neue Sozialstruktur der klassenlosen Gesellschaft zu schaffen.

Émile Durkheim

Ein anderer enorm einflussreicher Soziologe war der Franzose Émile Durkheim (1858–1917). Durkheim lehnte zwar die Marxsche Theorie ab, wonach die Ökonomie die Basis der Sozialstruktur bilde und die

gesellschaftliche Spaltung in Klassen unvermeidlich sei. Er war aber wie Marx an den Kräften interessiert, die die Menschen verbinden, an dem, was er die **soziale Solidarität** (Durkheim 1893) nannte.



Abbildung 1.9 Nach Durkheim werden moderne Gesellschaften durch gemeinsame soziale Bande zusammengehalten. Gegenseitiges Vertrauen und die wechselseitige Abhängigkeit erzeugen ein »Kollektivbewusstsein«, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das Ergebnis ist, dass die Gesellschaft als Ganze größer als die Summe ihrer individuellen Mitglieder und verschieden von ihr ist.

Exkurs

Durkheim über soziale Solidarität

Für Durkheim liegt der Schlüssel zur sozialen Solidarität in der funktionalen Integration, die in zwei Formen, der mechanischen und der organischen Solidarität, auftritt. Die **mechanische Solidarität** beruht auf weitgehend gemeinsamen Überzeugungen, Werten, Sitten und Bräuchen. Sie hält kleine, einfache Stammesgesellschaften und traditionelle Agrardörfer zusammen, in denen alle Personen nahezu die gleiche Weltsicht teilen und die gleichen Tätigkeiten ausüben. Große, komplexe, moderne Gesellschaften hingegen werden zusammengeschweißt durch eine, wie Durkheim sie nennt, **organische Solidarität**, eine Interdependenz, die auf einer komplexen Arbeitsteilung beruht. In einer modernen Gesellschaft verdient jede Person durch eine spezialisierte Berufstätigkeit Geld, das sie zum Kauf von Waren und Dienstleistungen nutzt, auf deren Produktion bzw. Bereitstellung sich Tausende anderer Personen spezialisiert haben. Die sozialen Bande, die diese Ordnung erzeugt, sind extrem stark. Die Menschen sind miteinander »vernetzt«, weil sie auf Grund ihrer unterschiedlichen Fertigkeiten und Rollen einander zum Leben brauchen. Am höchsten ist die funktionale Integration in

modernen Gesellschaften, die auf organischer Solidarität beruhen, entwickelt.

Nach Durkheim (1895) bildet die Gesellschaft ein Ganzes, das größer ist als die Summe seiner Teile; die Untersuchung der Gesellschaft erfolgt daher auf einer anderen Ebene als die der Individuen. Um diesen Punkt zu illustrieren, gebraucht Durkheim die bereits weiter oben erwähnte Analogie des Organismus (daher sein Ausdruck *organische Solidarität*). Eine Person ist mehr als die Summe der Zellen und Organe, aus denen ihr Körper besteht; ein vernetztes lebendes System lässt sich nicht auf eine Ansammlung von Teilen reduzieren. Dies gelte genauso für Gesellschaften. Dennoch sei es nützlich, die einzelnen Teile und ihren Beitrag zum Funktionieren des Gesamtsystems zu untersuchen. Durkheim weist darauf hin, wie verschiedene soziale Aktivitäten und Institutionen (etwa die Familie, die Schule und das Gerichtswesen) aufeinander abgestimmt sind und sich gegenseitig stützen – selbst wenn niemand das Ganze plant. Das Ganze wird in Durkheims funktionalistischer Sicht von den vernetzten Wirkungsweisen seiner Teile zusammengehalten.

1

Durkheim versuchte nachzuweisen, wie aus dem Zusammenhandeln von Menschen Ideale entstehen und wie diese einen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt leisten (Durkheim 1912; Joas 1997). So sind religiöse Kulte und Gottesdienste nicht nur besondere Anlässe, Gott zu verehren, sondern sie bekräftigen auch die sozialen Bande zwischen den Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft und zwischen dieser und der Gesamtgesellschaft. Religion und andere Elemente der Kultur tragen auch dazu bei, den Menschen Regeln und Grenzen ihres Handelns sowie Vorstellungen davon zu vermitteln, was sie vernünftigerweise erwarten können. In Zeiten rapiden sozialen Wandels wie der industriellen Revolution geraten diese Vor-

stellungen ins Wanken. Entfernt sich die Realität zu sehr von den Erwartungen, leidet die Gesellschaft unter **Anomie** – ein Zustand, in dem die Menschen auf Grund des Zusammenbruchs der sozialen Normen oder Regeln nur mehr schwer erkennen, wer sie sind, wohin sie ihr Leben führt und was für eine Bewandtnis alles hat.

Durkheims Hauptbeitrag zur Soziologie bestand darin, dass er die den Individuen weitgehend gemeinsamen Merkmale der sozialen Realität – Kultur, Sozialstruktur und insbesondere funktionale Integration – als eine eigene Klasse sozialer Tatsachen bestimmte, die mit ihnen angemessenen, spezifischen Methoden untersucht werden müssen.

Max Weber

Max Weber (1864–1920) war einer der bedeutendsten deutschen Intellektuellen seiner Zeit. Mit anderen frühen Soziologen teilte Weber (1904) die Auffassung, dass soziale Tatsachen mit wissenschaftlichen Methoden analysiert werden müssen. Im Gegensatz zu Durkheim sind für Weber soziale Tatsachen nicht mehr (und nicht weniger) als das aggregierte Resultat der sozialen Handlungen von Individuen. Soziologische Erklärungen, so Weber, basieren auf einem »deutenden Verstehen« der Ursachen, warum die Menschen so und nicht anders handeln. Anders aber als die Rational-Choice-Theorie, sofern diese von »objektiven« Interessen der Akteure ausgeht, betont Weber deren subjektives Situationsverständnis und Motivation. Die Soziologie muss versuchen, Handlungen vom Standpunkt des Akteurs zu verstehen, d.h. über das objektiv beobachtbare Verhalten hinaus die subjektiven Gedanken und Gefühle zu analysieren, die den einzelnen Handlungen zugrunde liegen. Sie muss interpretieren und nicht nur beobachten. Weber nannte diesen Ansatz »Verstehende Soziologie«.



Abbildung 1.10 Max Webers Interesse galt dem Zusammenwirken ökonomischer, politischer und kultureller Faktoren, die die charakteristische soziale Organisation moderner westlicher Gesellschaften hervorgebracht haben. Für diesen Organisationstypus, so Weber, müssen sich die Individuen rationalere und weniger traditionelle Orientierungen des sozialen Handelns zu eignen machen.

Exkurs

Max Weber über Rationalisierung und Status

Wie Marx und Durkheim wollte Weber den raschen sozialen Wandel, der sich zu seiner Zeit vollzog, verstehen. Der bedeutendste Trend der modernen

Ära ist nach Weber die zunehmende *Rationalisierung* sozialen Handelns und der sozialen Institutionen, d.h. eine Abkehr von traditionellen Orientierungen

– bei denen die Lehren der Vergangenheit als Richtschnur für künftiges Handeln übernommen werden, man also »in die Fußstapfen der Vorfahren« tritt – zu rationaleren Orientierungen – bei denen die Konsequenzen des eigenen Handelns in Entscheidungen einbezogen werden (Weber 1922; vgl. auch Brubaker 1984; Schluchter 1979). Der Aufstieg der Wissenschaft zum Hauptinstrument des Wissenserwerbs, die Entstehung von Staaten, die auf rechtsstaatlichen Prinzipien beruhen, und die Entwicklung des Kapitalismus sind für Weber alle Zeichen dieses Trends zur Rationalisierung. So benötigt der Kapitalismus Spezialisten, die Märkte analysieren, die Effizienz des Produktionsausstoßes maximieren, Zinsen auf Kapitalinvestitionen berechnen und Finanzinstitutionen zur Ankurbelung der Wirtschaft gründen – alles Aktivitäten, die eine zweckrationale, wohl durchdachte Herangehensweise an die Realität erfordern. Die Rationalisierung wiederum führte zu einer drastischen Zunahme der Macht formaler Organisationen – von Staaten bis zu gigantischen Unternehmen.

Doch Weber sah, dass der Kapitalismus auf mehr als nur zweckrationalem Kalkül beruht. Marx, so Weber, hatte der ökonomischen Struktur ein zu großes Gewicht beigemessen und den Einfluss der Kultur auf das soziale Handeln ignoriert. Weber hielt den Kapitalismus für ein Ergebnis kultureller Veränderungen, vor allem aber von Veränderungen im religiösen Glauben und in den Wertvorstellungen. Weber entwickelte die These, dass die protestantische Reformation, die die Individuen für ihre eigene Erlösung verantwortlich machte und die Arbeitsethik förderte,

das Fundament für den Kapitalismus schuf; kulturelle Vorstellungen spielen demnach eine eigenständige und wichtige Rolle in der Ausprägung individueller Handlungen und der Gesellschaftsstruktur, einschließlich des Wirtschaftssystems. Ökonomische Veränderungen folgen also manchmal kulturellen Veränderungen und nicht umgekehrt, wie Marx behauptete.

Wie Marx hielt Weber Macht und Konflikt für grundlegende Elemente des sozialen Lebens. Doch für Weber legen ökonomische Positionen nicht notwendig die Linien fest, entlang derer der Machtkampf verläuft. Oft, so Weber, achten wir mehr auf andere soziale Faktoren – z.B. »Rasse«, Religion oder persönlichen Geschmack –, wenn wir Menschen in der sozialen Hierarchie verorten. Diese anderen sozialen Faktoren bilden die Grundlage von **Statusgruppen**. Statusgruppen sind für Weber zumindest genauso wichtig für die Art und Richtung politischen Handelns. So ist es in den USA durchaus denkbar, dass Mitglieder der weißen Arbeiterschicht ihren höheren Status gegenüber Mitgliedern der schwarzen Arbeiterschicht verteidigen, selbst auf Kosten eines gemeinsamen politischen Vorgehens zur Verbesserung ihrer ökonomischen Lage. Unterscheidungen zwischen Statusgruppen nutzen meist den Eliten. Wenn man, um nach oben zu kommen, die richtigen Schulen besuchen, mit dem richtigen Akzent sprechen und die richtigen Manieren haben muss, bleibt vielen Neureichen der Elitestatus verwehrt, mit der Folge, dass die Elitegruppen klein bleiben und ihren privilegierten Status bewahren.

George Herbert Mead

Wie Weber sind viele Soziologen des 20. Jahrhunderts von der Bedeutung der Kultur und des sozialen Handelns überzeugt. Weber befasste sich jedoch vorwiegend mit weitreichenden Generalisierungen über Typen großer Organisationen, während andere Soziologen sich darauf konzentrierten, wie die Individuen ihre sozialen Lebenswelten subjektiv erfahren und begreifen und wie verschiedene Menschen zu einer gemeinsamen Definition ihrer Wirklichkeit gelangen (Schütz/Luckmann 1973).

Insbesondere George Herbert Mead (1863–1931), ein

US-amerikanischer pragmatistischer Philosoph, Mitbegründer der Sozialpsychologie, hat die anthropologischen Grundlagen und die Entwicklung der menschlichen Fähigkeit zur Kommunikation und Interaktion mit anderen und mit sich selbst untersucht. An ihn schließt eine stark mikrosoziologisch orientierte Schule soziologischer Forschung an. Seine Kommunikationstheorie ist aber auch für makrosoziologische Fragen, etwa die der Organisation von Öffentlichkeit, von Bedeutung.

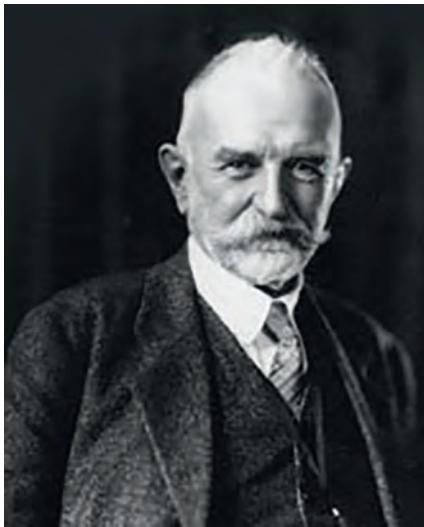


Abbildung 1.11 George Herbert Meads besonderes Interesse galt den alltäglichen menschlichen Interaktionen und ihren anthropologischen Grundlagen. Worte, Gesten und Mienenspiel sind für ihn Symbole dessen, was wir denken und fühlen, und bilden die eigentliche Grundlage des sozialen Lebens.

Exkurs

Mead über symbolvermittelte Interaktion

Der »kleinen« Phänomene hat sich besonders der **Symbolische Interaktionismus**, eine US-amerikanische soziologische Schule, angenommen. Begründet wurde sie von George Herbert Mead (1863–1931) und William I. Thomas (1863–1947), die beide an der University of Chicago lehrten. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war, dass ein Großteil des menschlichen Verhaltens nicht nur von den objektiven Gegebenheiten einer Situation bestimmt wird, sondern auch davon, wie die Menschen diese Situation definieren, d.h. von den Bedeutungen, die sie ihnen zuschreiben. Die berühmteste Charakterisierung dieser Position stammt von Thomas: »Wenn die Menschen Situationen für real halten, dann haben sie auch reale Konsequenzen« (Thomas/Thomas 1928: 572). Angenommen, jemand hält die Straßen deutscher Großstädte für zu gefährlich, um sich nachts noch frei auf ihnen zu bewegen. Infolgedessen wird die Person sich nachts nicht mehr hinauswagen. Ihr Verhalten wird hier nicht so sehr von einer objektiven Tatsache (der tatsächlichen Kriminalitätsrate) als vielmehr von ihrer Einschätzung der Kriminalitätsrate bestimmt. Diese Einschätzung repräsentiert für die Person eine reale Größe, denn sie ist der Grund, warum sie zu Hause bleibt. Manchmal entwickeln sich unsere Situationsdefinitionen zu sich selbst erfüllenden Prognosen oder Prophezeiungen (Merton

1957). Wenn die meisten glauben, es sei zu gefährlich, nach Einbruch der Dunkelheit auszugehen, und daher zu Hause bleiben, werden die Straßen womöglich wirklich gefährlicher, weil dann nur wenige Menschen unterwegs sind, die ein Verbrechen beobachten und eventuell verhindern könnten.

Aus seiner Analyse unseres Alltagsverständnisses sozialer Situationen schloss Mead, dass wir die Bedeutung von Verhalten und Ereignissen durch *Interaktion* mit anderen erlernen. Wir lernen so, uns in der sozialen Realität zu »verorten« und die Rollen zu spielen, die man in verschiedenen Situationen von uns erwartet. Selbst unser Identitäts- oder Selbstgefühl erlernen wir nach Mead (1934) durch soziale Interaktion. Damit meinte er, dass wir uns selbst vorwiegend dadurch kennenlernen, dass wir wahrnehmen, wie andere auf uns reagieren. Doch unsere Gedanken und Gefühle sind anderen nicht unmittelbar zugänglich. Wir kommunizieren vielmehr anhand von *Symbolen* – Wörtern, Gesten, Mimik, Tönen und Handlungen, deren Bedeutung weithin verstanden wird. Somit wird ein Großteil des menschlichen Verhaltens durch symbolische Interaktion geprägt.

Die an Mead anknüpfenden Symbolischen Interaktionisten interessieren sich in erster Linie für alltägliches Verhalten. Was passiert beispielsweise, wenn eine Studentin nach der Vorlesung sich mit einer

Frage an den Dozenten wendet? Sie stellt zuerst fest, was dieser gerade macht, um ihr Vorgehen darauf abzustimmen. Spricht der Dozent gerade mit einem anderen Studenten, interpretiert sie dies so, dass er beschäftigt ist, und schweigt so lange, bis er fertig ist. Und wenn sie dann mit ihm spricht, registriert sie sowohl ihre eigenen Worte und Handlungen wie die des Dozenten. Lächelt er und neigt sich leicht zu ihr hin, nimmt sie wahrscheinlich an, dass er sie ermutigt, und redet zuversichtlich weiter. Blickt er aber zum Fenster hinaus oder schaut auf die Uhr, deutet sie sein

Verhalten wahrscheinlich als Zeichen der Ungeduld und versucht, sich kurz zu fassen. So tauschen wir, während wir unser soziales Verhalten schrittweise »verfertigen«, sondierende Hinweise aus und orientieren uns an den Rückmeldungen unserer Partner. Im Ergebnis entsteht ein gemeinsames Verständnis der Bedeutung der Situation. Ein solches gemeinsames Verständnis, für das sich die Interaktionisten primär interessieren, ist für das soziale Leben konstitutiv (Blumer 1969). In Kapitel 5 wird darauf näher eingegangen.

1.4 Moderne soziologische Theorien

Die Schriften der genannten Klassiker der Soziologie und einiger weiterer Generationengenossen von Weber, Durkheim und Mead (wie z.B. Georg Simmel und Ferdinand Tönnies in Deutschland, William Isaac Thomas, Robert E. Park und W. E. B. Du Bois in den USA, Marcel Mauss in Frankreich) werden heute weltweit als wesentlich für den Charakter des Projekts »Soziologie« anerkannt. Keine der Frauen, die in der Gründungsphase des Faches eine Rolle spielten, hat im selben Sinn kanonischen Status (als Überblick: Honegger 1998). Wie in allen Fällen solcher Kanonisierung einzelner Denker handelt es sich auch hier selbstverständlich um eine retrospektive Konstruktion; es war den Zeitgenossen keineswegs offensichtlich, dass gerade die Schriften dieser Autoren von bleibender Bedeutung sein würden.

Keiner der späteren Soziologen hat mehr für die Bildung dieses Kanons einer klassischen soziologischen Theorie getan als der US-Amerikaner Talcott Parsons (1902–1979). Insbesondere in seinem ersten großen Werk *The Structure of Social Action* von 1937 lieferte er umfangreiche Interpretationen der Schriften von Weber und Durkheim – und das zu einer Zeit, als die überragende Bedeutung dieser beiden Begründer des Fachs erst noch erkannt werden musste. Er ging aber zugleich weit über diese interpretatorischen Bemühungen hinaus. Seines Erachtens zeichnete sich nämlich in den Schriften dieser Autoren der Grundriss einer ihnen gemeinsamen Theorie ab. Als die wichtigsten Bestandteile dieser Theorie bezeichnete Parsons die Rolle der Normen und Werte für das menschliche Handeln sowie die Entstehung und Gewährleistung sozialer Ordnung. Da Weber und Durkheim und die anderen von Parsons

behandelten Autoren keineswegs demselben intellektuellen Hintergrund entstammten und sich auch wechselseitig nicht beeinflusst hatten, empfand Parsons diese sich abzeichnende Gemeinsamkeit als eine Art Bestätigung für die Plausibilität der Theorie.

Diese Theorie galt ihm zugleich als definitive Kritik an den Theorien *rationaler Wahl* und nutzenorientierten Handelns. Parsons wies diese zwar nicht völlig ab,

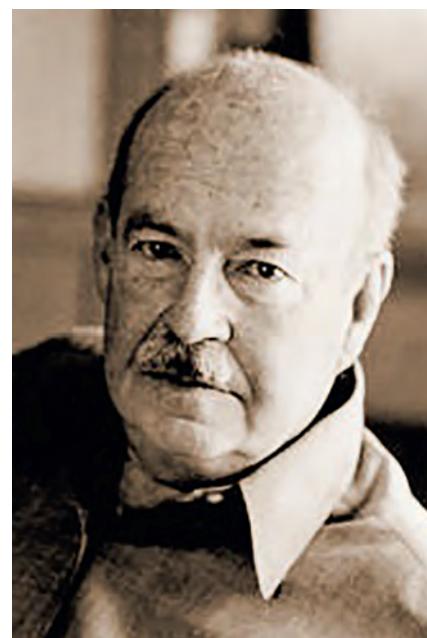


Abbildung 1.12 Keiner hat mehr für die Bildung eines Kanons klassischer soziologischer Theorie und die Erarbeitung einer umfassenden und einheitlichen Theorie in der Soziologie getan als Talcott Parsons. Diese Theorie galt ihm zugleich als definitive Kritik an den Theorien rationaler Wahl und nutzenorientierten Handelns.

wollte ihre Anwendbarkeit jedoch auf das Fach Ökonomie und einige weitere Spezialbereiche der Sozialwissenschaften eingegrenzt sehen; der Soziologie konnte diese Theorie seines Erachtens nicht zur Identität verhelfen.

In den folgenden Jahrzehnten arbeitete Parsons seine Grundgedanken in einer Vielzahl von Werken zu theoretischen Problemen und empirischen Feldern der Soziologie in beeindruckendem Umfang aus. Diese Werke stellten den bis dahin einmaligen Versuch dar, der Soziologie zu einer umfassenden und einheitlichen Theorie zu verhelfen. Auf die Details dieser Theorie kann hier nicht eingegangen werden; in vielen Kapiteln des Lehrbuchs tauchen aber Aspekte von ihr auf.

In den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte die US-amerikanische Soziologie eine unzweifelhaft führende und in vieler Hinsicht auch hegemoniale Rolle in der Weltsoziologie. Zwar stand ihr im Ringen zwischen Ost und West, den konkurrierenden Systemen und Ideologien, der Marxismus-Leninismus sowjetischer Prägung als großer Rivale entgegen. Dieser konnte aber schon allein auf Grund seiner dogmatischen Starre und Empirieferne kein ernsthafter Konkurrent sein, sofern die Bedingungen für freies Forschen und unzensierte theoretische Diskussion gegeben waren. Innerhalb der US-Soziologie war Parsons für einige Zeit der führende theoretische Kopf. Da seine enorm anspruchsvollen und manchmal auch schwer verständlich geschriebenen Werke aber vielleicht mehr respektiert als gelesen wurden, lag das wirkliche Zentrum des Fachs in dieser Zeit wohl eher bei der Verknüpfung einer etwas weniger abstrakten und universell gezielten Variante der Parsonsschen Theorie – wie sie das Werk von Robert K. Merton (1910–2003) bot – und immer raffinierter werdender Verfahren vornehmlich quantitativer Datenerhebung und -analyse.

Ende der 1960er Jahre erschien die Soziologie so als blühende, selbstbewusste, rapide wachsende Disziplin. Wie wenige andere Fächer geriet sie in ihren institutionellen Strukturen und intellektuellen Orientierungen dann mitten hinein in den Aufruhr der kulturellen Umwälzungen und sozialen Bewegungen dieser Zeit – und dies mit vielen positiven und negativen, bis heute nicht klar überschaubaren und verarbeiteten Folgen. Von den USA aus breiteten sich diese Bewegungen (Bürgerrechtsbewegung, Anti-Vietnamkriegs-Bewegung, Stu-

dentenbewegung) in alle westlichen (und einige östliche) Länder aus; ihre Aktivistinnen und Aktivisten stützten sich teilweise auf die Soziologie, attackierten aber auch heftig das Fach in seiner damaligen Gestalt. In dieser Zeit verlor die Theorie, die gerade noch als Inbegriff der modernen Soziologie gegolten hatte, rapide an Einfluss. Es kam zu einer Renaissance und neuen Formen etwa der Theorien rationaler Wahl, des Symbolischen Interaktionismus und einer als Konfliktsoziologie verstandenen Orientierung an den Schriften Max Webers. Besonders spektakulär – und für die USA historisch praktisch neu – war die Renaissance eines »westlichen Marxismus«, d. h. von Varianten des Marxismus, die nicht mit dem sowjet-kommunistischen Marxismus-Leninismus identisch waren. In diesen Zusammenhang gehört auch die »Kritische Theorie« der sogenannten Frankfurter Schule (Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Herbert Marcuse u.a.); die Selbstbezeichnung dieser Gruppe deutscher Intellektueller wurde seit dieser Zeit zum Etikett für ein immer breiteres Spektrum intellektueller Impulse.

Die sozialen Bewegungen und neuen intellektuellen Bestrebungen dieser Zeit sprengten das Gehäuse der Soziologie der ersten Nachkriegsjahrzehnte; sie führten ihr gewiss neue Themen, Sichtweisen und Impulse zu. Aber zumindest von außen und teilweise auch von innen bot das Fach durch diese Umwälzungen immer mehr den Eindruck der Zersplitterung: als gebe es eigentlich gar kein einheitliches Fach mehr mit einem verbindlichen Zuschnitt der Fragestellungen, Theorien und Methoden und einem Kanon allseits akzeptierter klassischer Schriften und vorbildlicher Forschungen. In den 1970er Jahren muss dieser Eindruck fast unvermeidlich gewesen sein. Spätestens seit Ende dieses Jahrzehnts aber setzten vielfältige Bemühungen ein, aus diesen Fehden konkurrierender »Ansätze« oder einer bloßen friedlichen Koexistenz herauszukommen und wieder an theoretischen Synthesen zu arbeiten. Das Feld dieser Synthesen stellt die gegenwärtige soziologische Theoriediskussion dar.

Innerhalb dieses Feldes gibt es kreative Versuche, an einzelne der Klassiker neu anzuknüpfen, dabei aber die Argumente der Konkurrenten und Alternativen ernsthafter einzubauen, als dies vorher geschehen war; bei manchen Autoren kommen auch neue zentrale Gedanken auf, von denen aus die theoretische Synthese in den Blick gefasst wird. Ebenso wenig wie in diesem Buch über eine Einführung in die Forschungsmethoden (Kap. 2 und 3) hinaus ein wirklicher Überblick über

die Methoden gegeben werden kann, kann dies im Bereich der Theorie gelingen. Deshalb müssen hier einige Hinweise genügen.

Einige der bedeutendsten von Parsons' Schülern (wie Shmuel Eisenstadt in Israel, Robert Bellah in den USA) haben trotz des Umschwungs in Hinsicht auf den theoretischen Einfluss ihres Lehrers ihren Weg kontinuierlich fortgesetzt und durch schrittweise Selbstkritik und -revision bedeutende theoretische Fortschritte erzielt. In einer jüngeren Generation haben andere (Jeffrey Alexander in den USA, Richard Münch in Deutschland) mit ihren Schriften die Parsonssche Synthese wiederzubeleben versucht. Gerade auch die von Parsons für überwunden gehaltenen Ansätze zu einer Theorie der **rationalen Wahl** haben in den letzten Jahrzehnten beträchtlichen Einfluss entwickelt und zu einigen der ehrgeizigsten und umfassendsten Beiträge zur Soziologie geführt (James Coleman in den USA, Hartmut Esser in Deutschland). Ebenso bleibt das Werk Max Webers eine anhaltende Quelle der Inspiration für systematische soziologische Theorie und Entwürfe einer soziologischen Universalgeschichtsschreibung (Wolfgang Schluchter in Deutschland, Michael Mann in den USA bzw. Großbritannien). Auch das Werk George Herbert Meads und anderer Vertreter des amerikanischen Pragmatismus ist zum Ausgangspunkt gegenwärtiger systematischer theoretischer Versuche geworden (Hans Joas). Die Traditionen des westlichen Marxismus und der Kritischen Theorie wurden in besonders eindrucksvoller und einflussreicher Weise aufgenommen und durch den Gedanken von der Spezifität menschlicher Kommunikation transformiert im Werk von Jürgen Habermas. Stark vom Marxismus inspiriert, aber diesen kreativ weiterführend, ist die »Weltsystemtheorie« von Immanuel Wallerstein. In Großbritannien hat Anthony Giddens aus der Spannung zwischen Marxismus und klassischer akademischer soziologischer Theorie heraus seine Theorie der Strukturbildung entwickelt. In Deutschland ist die radikale und ingeniose Weise, in der Niklas Luhmann aus Komponenten von Parsons' Soziologie eine ganz eigene und umfassende »Systemtheorie« entwickelt hat, von größtem Einfluss. In Frankreich sind insbesondere die Kultursoziologie von Pierre Bourdieu und die an der Dynamik sozialer Bewegungen entwickelte Soziologie von Alain Touraine, in den letzten Jahren auch die Actor-Network-Theory von Bruno Latour zu Kristallisierungspunkten neuer Theoriesynthesen geworden.

Trotz aller Differenzen lässt sich zwischen diesen Syntheseversuchen eine Fülle von Gemeinsamkeiten feststellen. Die theoretische Arbeit betrifft dabei oft hoch abstrakte Fragen wie die nach dem genauen Charakter menschlichen Handelns, den Grundformen sozialer Ordnung und den Mechanismen sozialen Wandels. Was als Raster von fünf Grundbegriffen erscheint, wird in der Theoriediskussion detailliert ausgearbeitet und auch immer wieder problematisiert. (Einen ausführlicheren Überblick über diese theoretischen Entwicklungen, der auch die eigenen theoretischen Intentionen der Verfasser deutlich macht, findet man in Joas/Knöbl 2011).

In einem bestimmten Sinn handelt es sich hier selbst um ein Phänomen der Arbeitsteilung. Keinem Soziologen und keiner Soziologin ist es heute mehr möglich, sowohl auf dem Gebiet der empirischen Methoden wie dem der Theoriembildung wie dem des sachlichen Überblicks über die einzelnen Forschungsfelder, wirklich Expertenwissen zu erreichen; um zum wissenschaftlichen Fortschritt beizutragen, sind Konzentration auf einzelne Bereiche und Spezialisierungen unabdingbar geworden. Die Gefahr solcher Arbeitsteilung liegt aber, wie bereits die Klassiker der Soziologie erkannten, in der Vereinseitigung der Experten und der Verselbstständigung der Wissensgebiete gegeneinander. So wird heute – und oft zweifellos zurecht – beklagt, dass sich die empirisch Forschenden zu wenig am Stand der avancierten Theoriearbeit oder dass umgekehrt sich die Theorie zu wenig an den Erfordernissen empirischer Forschung orientieren. Die Überbrückung dieser unleugbar vorhandenen Klüfte ist einerseits eine Aufgabe jedes Individuums in der Soziologie, andererseits des Fachs als einer globalen wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Hinzu kommt, dass die Soziologie auch weiterhin unvermeidlich – zu ihrem Nutzen und ihrem Schaden – durchlässiger gegenüber dem Wandel der Zeitfragen, den Einwirkungen sozialer Probleme und Bewegungen ist als andere wissenschaftliche Disziplinen, die ihre Aufgabe eindeutiger festgelegt haben. Das gestiegene Bewusstsein für Umweltgefahren und großtechnologische Risiken schlechthin hat so nicht nur zu einer Fülle neuer Forschungen geführt (vgl. Kap. 25 zur Umweltsoziologie), sondern auch zu einer Infragestellung tief sitzender Gewissheiten der Industriegesellschaft, die auch in die soziologische Theorie eingegangen sind (Ulrich Beck in Deutschland; Anthony Giddens in Großbritannien; Charles Perrow in den USA). Die

Reflexion auf den Holocaust und die Geschichte staatlich organisierter Gewalt im 20. Jahrhundert hat zu neuen Fragen auch für die soziologische Theorie geführt (etwa im Werk des polnisch-britischen Soziologen Zygmunt Bauman). Insbesondere in den USA zwingt die bis heute nicht wirklich gelöste sogenannte Rassenfrage dazu, den Beitrag schwarzer Intellektueller und Aktivisten zur Soziologie stärker zu berücksichtigen; der schon genannte W.E.B. Du Bois (1868–1963) ist ihr prominentester Vertreter.

Von ganz besonderer Fruchtbarkeit für das Fach ist bereits – und kann potenziell noch mehr sein – die stärkere Berücksichtigung der Geschlechterdimension sozialen Lebens. Dies gilt nicht nur für die empirische Forschung (vgl. Kap. 12), sondern auch für die zentralen Fragen soziologischer Theorie selbst (als Überblick zur feministischen Sozialtheorie vgl. Joas/Knöbl 2011: Kap. 17).

Die weltweite Ausbreitung der Soziologie und die Prozesse der Globalisierung lassen es zudem als wahrscheinlich erscheinen, dass sich die europäisch-nordamerikanische Soziologie zunehmend kulturellen Einflüssen öffnen wird, die aus anderen Kulturreihen und -traditionen stammen. Sogenannte postkoloniale Ansätze und die verstärkte Aufmerksamkeit auf die Rolle der europäischen Expansion für das Wissen und Denken in der Gründungsphase der Soziologie weisen in diese Richtung. Der Charakter dieser Prozesse und das Ausmaß ihrer Rückwirkungen auf die kognitive Identität des Faches lassen sich gegenwärtig aber noch nicht abschätzen.

Für die Zukunft des Faches Soziologie ist es entscheidend, dass es gelingt, die Balance zwischen Engagement und Distanzierung, zwischen Synthesewillen und Offenheit immer neu zu gewinnen. Nur dann kann das Fach sowohl vor akademischer oder professioneller Erstarrung als auch vor der Diffusion in Teilbereiche und konkurrierende Ansätze bewahrt werden. Nur dann lassen sich die Hoffnungen, die die Klassiker mit der Entstehung des Fachs verbanden, unter rapide sich wandelnden Bedingungen erfüllen (als Überblick über neueste Entwicklungen am besten: Benzecri et al. 2017).

Literaturverzeichnis

Bentham, Jeremy (1789), *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation*. London: Methuen, 1970.

Benzecri, Claudio E./Krause, Monika/Reed, Isaac Ariail (2017), *Social Theory Now*. Chicago: University of Chicago Press.



Abbildung 1.13 Dem US-amerikanischen Soziologen und Schriftsteller William Edward Burghardt »W.E.B.« Du Bois kommt das Verdienst zu, die Lebenssituation der amerikanischen Schwarzen (Du Bois 1903), Rassismus und Rassendiskriminierung in der amerikanischen Gesellschaft und die Geschichte der Sklaverei zum Thema der Soziologie gemacht zu haben. Du Bois promovierte 1895 an der Harvard University zum Thema transatlantischer Sklavenhandel – als erster Schwarzer dort überhaupt.

- Blumer, Herbert (1969), *Symbolic Interactionism: Perspective and Method*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1973), *Le métier de sociologue*. Paris: Mouton; dt. *Soziologie als Beruf*. Berlin: De Gruyter, 1991.
- Brubaker, Rogers (1984), *The Limits of Rationality*. London: George Allen and Unwin.
- Coleman, James (1990), *Foundations of Social Theory*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press; dt. *Grundlagen der Sozialtheorie*. 3 Bde. München: Oldenbourg, 1991–1994.
- Du Bois, W.E.B. (1903), *The Souls of Black Folk*. Chicago: McClurg.
- Durkheim, Émile (1893), *De la division du travail social*; dt. *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1992.
- (1895), *Les règles de la méthode sociologique*; dt. *Die Regeln der soziologischen Methode*, hg. und eingeleitet von R. König, Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1976.
- (1912), *Les formes élémentaires de la vie religieuse*; dt. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981.
- Esser, Hartmut (1993), *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt/New York: Campus.

- Giddens, Anthony (1976), *New Rules of Sociological Method*. Cambridge: Polity; dt. *Interpretative Soziologie*. Frankfurt/New York: Campus, 1988.
- Honegger, Claudia (Hg.) (1998), *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*. München: C. H. Beck.
- Joas, Hans (1997), *Die Entstehung der Werte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- /Knöbl, Wolfgang (2011), *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. 3., erweiterte Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lasker, Judith N./Borg, Susan (1994), *In Search of Parenthood: Coping with Infertility and Hi-Tech Conception*. Philadelphia: Temple University Press.
- Marx, Karl (1867), *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Bd. 1–3, in: *Marx-Engels-Werke* (MEW), Bd. 23–25. Berlin: Dietz, 1976.
- (1852), *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, in: Ders./Engels, Friedrich, *Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*, I. Berlin: Dietz, 1960: 222–318.
- Mead, George Herbert (1934), *Mind, Self and Society*. The Definitive Edition. Annotated Edition by Daniel R. Huebner and Hans Joas. Chicago: University of Chicago Press 2015; dt. *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1968.
- Merton, Robert King (1936), The Unanticipated Consequences of Purposive Social Action, in: *American Sociological Review* 1 (6): 894–904.
- (1957), *Social Theory and Social Structure*; New York: Free Press; dt. *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin: De Gruyter, 1995.
- Mills, Charles Wright (1959), *The Sociological Imagination*. New York: Pelican; dt. *Kritik der soziologischen Denkweise*. Neuwied: Luchterhand, 1963.
- Parsons, Talcott (1937), *The Structure of Social Action*. London: McGraw-Hill.
- Schluchter, Wolfgang (1979), *Die Entwicklung des okzidentalnen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1973/1989), *The Structures of the Life World*. 2 Bde. Evanston: Northwestern University Press; dt. *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied: Luchterhand 1979/1984.
- Taylor, Charles (1988), *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Thomas, William L./Thomas, Dorothy Swaine (1928), *The Child in America*. New York: Knopf.
- Wajcman, Judy (1994), Delivered Into Men's Hands? The Social Construction of Reproductive Technology, in: Sen, Gita/Snow, Rachel C. (Hg.), *Power and Decision: The Social Control of Reproduction*. Cambridge: Harvard University Press: 153–175.
- Weber, Max (1904), *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck, 1998: 17–205.
- (1922), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck, 1972.

Kurz zusammengefasst

1. Die Soziologie untersucht menschliche Gesellschaften und die zahlreichen Dimensionen sozialen Handelns und sozialer Beziehungen. C. Wright Mills bezeichnete mit dem Terminus »soziologische Phantasie« unsere Fähigkeit, persönliche Erfahrungen im Kontext der Ereignisse unserer sozialen Umwelt wahrzunehmen und soziale Zusammenhänge zu erfassen, die der persönlichen Erfahrung allein nicht zugänglich sind.
2. Fünf Schlüsselbegriffe haben sich für die Soziologie als nützlich erwiesen, um unsere komplexe, stets sich wandelnde soziale Realität zu verstehen. Es sind dies die Sozialstruktur (relativ stabile, beständige Muster sozialer Beziehungen, sozialer Positionen und Individuenmengen); soziales Handeln (bewusstes Verhalten, das sowohl die Handlungen anderer beeinflusst als auch von ihnen beeinflusst wird); Kultur (die gemeinsamen Weisen des Denkens, Verstehens, Bewertens und Kommunizierens, die den Lebensstil von Menschen prägen); Macht (die Fähigkeit eines sozialen Akteurs/einer sozialen Akteurin, die Handlungen anderer direkt oder indirekt zu kontrollieren); und funktionale Integration (differentieller Beitrag einer Beziehung, Position, Organisation oder eines anderen sozialen Phänomens zu einem größeren sozialen Ganzen). Für ein funktional integriertes System gilt: Was in einem Teil der Gesellschaft geschieht, beeinflusst das und wird beeinflusst durch das, was in anderen Teilen geschieht.
3. Wie alle Wissenschaften beruht die Soziologie auf empirischer Beobachtung (Daten, die durch Abstraktion und Interpretation erhoben werden und reproduzierbar sein müssen) und logischer Analyse (Identifikation der Analyseeinheiten und der Beziehungen zwischen ihnen, Theorienbildung).
4. Soziale Tatsachen sind relativ beständige Eigenschaften der sozialen Realität, die Rahmenbedingungen setzen und die Handlungen der Individuen prägen. Sie sind nicht in den Individuen lokalisierbar, sondern resultieren aus den Interaktionen von Individuen und Gruppen.

5. Die Soziologie entstand im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, einer Periode raschen sozialen Wandels. Die »moderne Ära« hat ihre Wurzeln in der Entstehung der urbanen, kapitalistischen Industriegesellschaft, der Entdeckung verschiedenartiger (nichteuropäischer) Kulturen und den politischen und geistigen Umwälzungen.
6. Adam Smith war ein Mitbegründer der Theorie der rationalen Wahl, wonach die Menschen ihre Entscheidungen so treffen, dass die gewählte Handlung für sie am vorteilhaftesten ist. Jeremy Bentham erweiterte dieses Konzept. Nach Bentham bedarf es der Intervention von Regierungen, damit die Gesellschaft reibungsfrei funktioniert und möglichst viele Menschen von den gesellschaftlichen Ressourcen profitieren.
7. Karl Marx wies nach, dass das ökonomische System einer Gesellschaft alle anderen Aspekte der sozialen Realität beeinflusst und ständig soziale Konflikte hervorbringt. Nach Marx liegt die Macht in einem kapitalistischen System in den Händen der Kapitalisten, die die Arbeiter ausbeuten und unterdrücken. Nur durch geplantes soziales Handeln und eine Revolutionierung der Sozialstruktur können die Arbeiter diesen Zustand beenden.
8. Émile Durkheim befasste sich vorwiegend mit den sozialen Kräften, die eine Gesellschaft zusammenhalten, ein Phänomen, das er **soziale Solidarität** nannte. Mechanische Solidarität basiert auf weitgehend gemeinsamen Werten, Sitten und Überzeugungen. Organische Solidarität ist die Interdependenz, die auf einer komplexen Arbeitsteilung basiert. Durkheim hob die Bedeutung funktionaler Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilen der Gesellschaft hervor und warnte vor den Gefahren der Anomie.
9. Max Webers Bedeutung liegt darin, dass er in der Soziologie ein Bewusstsein für den subjektiven Charakter der sozialen Realität schuf, der Marxschen Betonung der ökonomischen Kräfte die Bedeutung der Kultur entgegensezte und Durkheims Betonung der funktionalen Integration den Machtaspekt hinzufügte. Für Weber ist die moderne Ära vor allem durch die zunehmende Rationalisierung sozialen Handelns und der sozialen Institutionen gekennzeichnet.
10. George Herbert Mead und die Schule der symbolischen Interaktionisten interessierten sich mehr für die alltäglichen Interaktionen und die anthropologischen Grundlagen des sozialen Handelns. Soziale Interaktionen hängen nach dieser Schule davon ab, wie wir unsere körperlichen und sprachlichen Äußerungen wechselseitig interpretieren, so dass sich daraus eine gemeinsame Definition der sozialen Situation entwickeln kann.
11. Talcott Parsons hat versucht, aus den Theorien der Klassiker eine fachübergreifende Theorie zu machen. Nach zeitweiser Zersplitterung gibt es heute wieder verstärkt Ansätze, in Auseinandersetzung mit diesem Erbe oder durch einen völligen Neuanansatz dieses Ziel zu erreichen.
12. Seit den 1980er Jahren sind neue Syntheseversuche im Gebiet der soziologischen Theorie entstanden und in die Arbeit des Faches eingegangen (z.B. die Arbeiten von Jürgen Habermas, Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu). Immer mehr wird auch daran gearbeitet, die Geschlechterdimension in der soziologischen Theorie zu berücksichtigen sowie die Probleme von Umweltzerstörung und globaler Ungleichheit.

Zum Üben

1. Arbeiten Sie mittels der soziologischen Phantasie den sozialen Aspekt einer persönlichen Erfahrung heraus, die Sie gemacht haben. Verwenden Sie wenigstens eine soziale Tatsache in Ihrer Antwort. Zeigen Sie, dass der soziologische Ansatz für die Erklärung Ihrer Erfahrung mehr leistet als der Common Sense.
2. Wählen Sie ein wichtiges zeitgenössisches Ereignis aus und charakterisieren Sie es im Licht der fünf Schlüsselbegriffe.
3. Finden Sie eine Zeitungsstory, die ein soziales Problem behandelt. Worin könnte sich eine Common-sense-Erklärung des Problems von einer soziologischen unterscheiden?

4. Was könnte jeder der fünf Schlüsselbegriffe dazu beitragen, um einige Probleme im Bereich Ihrer Universität, wie z. B. sexuelle Belästigung, schlechte

Studienbedingungen oder Betrug durch Studierende zu erklären?

Zum Anwenden

Stetig aktualisierte Aufgaben zur Anwendung in Lehrveranstaltungen und im Studium finden Sie unter <https://www.campus.de/lehrbuchdersoziologie>.

Zum Weiterlesen

Fleck, Christian/Dayé, Christian (Hg.) (2020), *Meilensteine der Soziologie*. Frankfurt/New York: Campus.

Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2011), *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Berlin: Suhrkamp.

Neckel, Sighard/Mijić, Ana/Scheve, Christian von/Titton, Monica (Hg.) (2010), *Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt/New York: Campus.

